

Dulz ■ Benecke ■ Richter-Appelt



Borderline-Störungen und Sexualität

Ätiologie – Störungsbild – Therapie

Dulz ■ Benecke ■ Richter-Appelt

Borderline-Störungen und Sexualität

Unter Mitarbeit von

Angela von Arnim
Thomas Bolm
Jochen Brack
Peer Briken
Anna Buchheim
Peter Buchheim
Gerhard Dammann
Stephan Doering
Jochen Eckert
Bettina Elbers
Harald J. Freyberger
Jürgen Hardt
Stephan Hau
Mathias Hirsch
Peter Joraschky
Horst Kächele
Otto F. Kernberg
Claas-Hinrich Lammers

Mathias Lohmer
L. M.
Philipp Martius
Angela Merkl
Andrea Moldzio
Bernd Nitzschke
Friedemann Pfäfflin
Karin Pöhlmann
Charlotte Ramb
Udo Rauchfleisch
Gerhard Roth
Ulrich Sachsse
Martin Sack
Almuth Sellschopp
Kirsten Stang
Daniel Strüber
Erich Trüg
Corinna Wernz

Borderline-Störungen und Sexualität

Ätiologie – Störungsbild – Therapie

Herausgegeben von

Birger Dulz

Cord Benecke

Hertha Richter-Appelt

Mit 6 Abbildungen und 11 Tabellen

Dr. med. Birger Dulz

Asklepios Klinik Nord/Ochsenzoll
 Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie
 Langenhorner Chaussee 560
 22419 Hamburg
 b.dulz@asklepios.com

PD Dr. phil. Dipl.-Psych. Cord Benecke

Institut für Psychologie
 Universität Innsbruck
 Innrain 52
 A-6020 Innsbruck
 cord.benecke@uibk.ac.at

Prof. Dr. phil. Hertha Richter-Appelt

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
 Institut für Sexualforschung
 und Forensische Psychiatrie
 Martinistraße 52
 20246 Hamburg
 hrichter@uke.uni-hamburg.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besonderer Hinweis

Die Medizin unterliegt einem fortwährenden Entwicklungsprozess, sodass alle Angaben, insbesondere zu diagnostischen und therapeutischen Verfahren, immer nur dem Wissensstand zum Zeitpunkt der Drucklegung des Buches entsprechen können. Hinsichtlich der angegebenen Empfehlungen zur Therapie und der Auswahl sowie Dosierung von Medikamenten wurde die größtmögliche Sorgfalt beachtet. Gleichwohl werden die Benutzer aufgefordert, die Beipackzettel und Fachinformationen der Hersteller zur Kontrolle heranzuziehen und im Zweifelsfall einen Spezialisten zu konsultieren. Fragliche Unstimmigkeiten sollten bitte im allgemeinen Interesse dem Verlag mitgeteilt werden. Der Benutzer selbst bleibt verantwortlich für jede diagnostische oder therapeutische Applikation, Medikation und Dosierung.

In diesem Buch sind eingetragene Warenzeichen (geschützte Warennamen) nicht besonders kennt-

lich gemacht. Es kann also aus dem Fehlen eines entsprechenden Hinweises nicht geschlossen werden, dass es sich um einen freien Warennamen handelt.

Das Werk mit allen seinen Teilen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert werden.

© 2009 by Schattauer GmbH, Hölderlinstraße 3,
 70174 Stuttgart, Germany
 E-Mail: info@schattauer.de
 Internet: <http://www.schattauer.de>
 Printed in Germany

Projektleitung: Alina Piasny
 Lektorat: Dr. Marion Sonnenmoser, Landau
 Umschlagabbildung: Roy Lichtenstein, Kiss V, 1964
 © VG Bild-Kunst, Bonn 2009
 Satz: r&p digitale medien, Echterdingen
 Druck und Einband: Himmer AG, Augsburg

ISBN 978-3-7945-2453-2

Vorwort

Ein Buch herauszugeben ist immer ein schwieriges, aber auch lustvolles Unterfangen. Dieses Buch herauszugeben war eine sehr schwierige und lang hingezogene Aktion, und der »Lustaspekt« schrumpfte zeitweise auf ein Minimum. Natürlich wussten wir, dass über die Sexualität von Borderline-Patienten bisher recht wenig erforscht wurde – jedenfalls auf wissenschaftlich-empirischer Ebene. Klinisch hingegen ist die Bearbeitung der Sexualität ein selbstverständliches Thema in der Psychotherapie ... oder sollte es zumindest sein.

Während wir hofften, dass die durchgehend renommierten Kolleginnen und Kollegen die ihnen von uns aufgebürdeten Texte fertigstellen würden, riefen uns einige dieser Kollegen verzweifelt an und fragten, ob wir sie nicht von der Aufgabe entbinden könnten, denn es gäbe gar keine Daten. Wir entbanden sie nicht – mit dem Hinweis darauf, dass Freud keinen einzigen Text hätte schreiben können, hätte er sich auf vorliegende Daten berufen wollen. Mit anderen Worten: Viele Texte dieses Buches sind eine Art Pioniertat, denn sie behandeln Unbearbeitetes.

Es gibt sicherlich Themen, die im Buch nicht ausreichend Berücksichtigung finden. Der Thematik der »Abgrenzung zwischen weiblicher und männlicher Sexualität« hätte man mehr Beachtung schenken können. Auch das Thema »Geschlechtsidentität/Transsexualität«, das im Zusammenhang mit Borderline-Störungen nicht selten eine Rolle spielt, wird nur stiefmütterlich behandelt. Dafür wurden viele andere schwierige und auch heiße Eisen angepackt, nicht zuletzt das unendliche, unerschöpfliche und letztlich unerfassbare Thema »Liebe«, was ja allen Gerüchten zum Trotz etwas mit Sexualität zu tun hat ... nicht nur bei Therapeuten, sondern auch bei Patienten.

Manche Texte sind auch gar nicht zustande gekommen – etwa jener über Umgang mit sexuellem Agieren in der Dialektisch-behavioralen Therapie. Wir haben viele DBT-Spezialisten angefragt. Sie hätten trotz der Psychodynamiklastigkeit der Herausgeberschaft gerne geschrieben, wenn ihnen sexuelles Agieren bei ihren Patienten aufgefallen wäre. Wir betonen dies deshalb, weil wir davon ausgehen, dass es dieses Agieren auch im Rahmen der Verhaltenstherapie und insbesondere der DBT gibt (wobei sich die Frage stellt, wie viel VT in DBT enthalten ist und wie viel Psychodynamik im Sinne von Beziehungsarbeit).

Ganz generell ist der Bereich Sexualität in der Psychotherapie und mehr noch in der Psychiatrie ein nicht eben leichtes Thema. In der ehemaligen Landesirrenanstalt Langenhorn, später Allgemeines Krankenhaus Ochsenzoll und heute Asklepios Klinik Nord genannt, war Sex, also etwas, was eigentlich landauf landab als »normal« gilt oder doch gelten sollte, unter Patienten tabu. Somit gab es eine »Frauseite« und eine »Männerseite« auf dem weitläufigen und bewaldeten Klinikgelände. Durch diese Trennung der Geschlechter sollte das Unaussprechliche verhindert werden. Inwieweit auf die Unterstützung der genau in der Mitte befindlichen Kirche gebaut wurde, ist nie wissenschaftlich untersucht worden, aber wahrscheinlich wird der Schutz gegen Unaussprechliches ohnehin nur gering gewesen sein. Folge der Geschlechterseparation war die Benennung eines Waldabschnittes als »Verlobungswald« – gegen Abend verließen etliche Paare diesen naturverbundenen Ort, die Männer gingen nach links, die Frauen nach rechts. Sexualität hatten die Patienten offiziell nicht, jedenfalls nicht auf den Stationen.

Später entdeckte man die sexualitätshemmende Wirkung mancher sehr gerne verabreichter

Medikamente, insbesondere niederpotente Neuroleptika. Auch das half nicht wirklich, Sexualität zu unterbinden, gibt es doch zahlreiche Methoden in der Verhinderung des Schluckens von Medikamenten. Aber nun ist es soweit, sich der Tatsache zu widmen, dass auch unsere Patienten sexuelle Bedürfnisse haben und auch sexuelle Probleme, nicht anders als andere Menschen auch. Und wenn Menschen halbwegs zufriedenstellende Beziehungen leben können sollen – das ist ja ein hohes Therapieziel, unabhängig von der Therapie-schule –, dann gehört Sexualität im Rahmen von Therapien bearbeitet. Das war der Ausgangspunkt für die Entwicklung dieses Buchkonzeptes, zusammen mit der Beobachtung, wie schwer sich therapeutisch Tätige darin tun, Sexualität von Patienten anzusprechen und mit den Patienten zu besprechen. Immerhin gibt es nachweislich Psychiater und Psychotherapeuten, die ihre Patienten danach fragen, ob die verordneten Medikamente Nebenwirkungen auch im Bereich der Sexualität haben. Die sexuelle Befreiung in Psychiatrie und Psychotherapie steht uns freilich noch bevor.

Zwei Unvollkommenheiten sind einzugestehen: zunächst die oft fehlenden Daten getrennt nach Geschlecht (insbes. bei Psychopharmaka); aber empirische Forschung betrifft zumeist weibliche Patienten mit Persönlichkeitsstörungen, die in klinischen Institutionen nun einmal erheblich häufiger sind als die Männer. Und dann die sprachliche Schwierigkeit, nicht den uneleganten und sprachlich verheerenden Neologismus

»PatientInnen« zu verwenden. Der erste Punkt ist von uns nicht zu beeinflussen, bei dem zweiten verwenden wir entweder die männliche oder die weibliche Form oder wir sprechen von Patientinnen und Patienten (ein leseunfreundlicher Bandwurm), nicht aber von PatientInnen, was auch seitens des Verlages nicht gestattet worden wäre, was die Herausgeber teilweise begrüßen und teilweise für inakzeptabel halten. Mit anderen Worten: Auch wir Herausgeber waren uns durchaus nicht immer einig, was allerdings nur selten mit dem Geschlecht zu tun hatte, sondern einfach damit, dass wir Menschen so unterschiedlich sind.

An der Konzeption des Buches war auch Frau Dipl.-Psych. Nina Knauerhase beteiligt, der wir an dieser Stelle dafür danken möchten. Seitens des Verlages hat der Geschäftsführer, Dr. Wulf Bertram, zum Erscheinen des Werkes erheblich beigetragen – er wurde hinsichtlich seiner Geduld strapaziert, denn das Buch sollte schon weit früher erscheinen. Aber die Geduld hat sich jedenfalls aus unserer Sicht gelohnt. Vor allem danken wir schließlich unseren Patientinnen und Patienten, auf die viele Ideen zurückgehen und von denen wir – wie immer üblich – viel mehr gelernt haben als von der verfügbaren Fachliteratur zum Thema.

Hamburg und Innsbruck, im Sommer 2009

**Birger Dulz, Cord Benecke
und Hertha Richter-Appelt**

Inhalt

I Vorspiel

- 1 **Sex, Freud und Ironie – eine Fortsetzung, die auch für sich alleine gelesen werden kann** 3
Jürgen Hardt
- 2 **Freuds vielfältige Ansichten der Sexualität** 18
Bernd Nitzschke
- 3 **Liebe, Sexualität und Gehirn** 31
Daniel Strüber und Gerhard Roth
- 4 **Liebe ohne Sexualität – Sexualität ohne Liebe** 42
Hertha Richter-Appelt
- 5 **Sexualität und Träume** 49
Stephan Hau
- 6 **Sexualität und Normen** 62
Hertha Richter-Appelt
- 7 **Sexualität und Bindung** 69
Anna Buchheim und Horst Kächele

II Ätiologie der Borderline-Störung: Liebe, Sexualität und Trauma

- 8 **Daten zu sexuellem Missbrauch und körperlicher Misshandlung** 81
Harald J. Freyberger
- 9 **Perverse Väter – hysterische Töchter – perverse Enkel: Über transgenerationale Perpetuierung von Traumatisierungen** 85
Mathias Hirsch

- 10 **Sexueller Missbrauch: Nur einer von vielen ätiologischen Faktoren der Borderline-Persönlichkeitsstörung?** 96
Stephan Doering
- 11 **Lust und andere Affekte im Umfeld von Sexualität bei Personen mit Borderline-Störungen** 110
Cord Benecke und Gerhard Dammann
- 12 **Interaktionen zwischen Homosexualität und Borderline-Störung** 126
Udo Rauchfleisch
- 13 **Störungen der Sexualität bei Patientinnen und Patienten mit komplexer Posttraumatischer Belastungsstörung** 134
Martin Sack, Ulrich Sachsse und Birger Dulz

III Störungsbild: Sexualität als Borderline-Symptom

- 14 **Operationalisierte Diagnostik der Sexualität bei der Borderline-Persönlichkeitsstörung** 141
Stephan Doering und Peter Buchheim
- 15 **Sexualität und Abwehrmechanismen** 148
Mathias Lohmer und Corinna Wernz
- 16 **Hedonie und Anhedonie bei Borderline-Persönlichkeiten** ... 158
Philipp Martius

17 Sexualpathologie bei Borderline-Patienten	167
Otto F. Kernberg	
18 Formen weiblicher Perversion	175
Andrea Moldzio und Hertha Richter-Appelt	
19 Männliche Sexualität und Borderline-Persönlichkeitsstörung	181
Peer Briken	
20 Sodomie & Co – Paraphilien bei Borderline-Störungen	189
Friedemann Pfäfflin	
21 Sexualität und Angst	195
Birger Dulz	
22 Selbstverletzendes Verhalten und Sexualität	205
Ulrich Sachsse	
23 Sexualität bei Borderline-Patienten mit Essstörung	210
Thomas Bolm	
24 Sexualität und Dissoziation	218
Harald J. Freyberger	
25 Sexualität und Drogen	224
Jochen Brack und Erich Trüg	
26 Wie »gesund« können (Sexual-) Partner von Borderline-Patienten überhaupt sein?	235
Bettina Elbers	
27 Traum und Sexualität bei Borderline-Patienten	251
Stephan Hau	

IV Therapie: Behandlung der pathologischen Sexualität von Borderline-Patienten

28 Diagnostik und Behandlungsansätze von Störungen der Sexualität und der Geschlechtsidentität	267
Hertha Richter-Appelt	
29 Sexualität und Beziehungen in der psychodynamischen Psychotherapie	284
Birger Dulz, Charlotte Ramb und Hertha Richter-Appelt	
30 Diesmal keine Theorie. Von Verführungen, Verachtungen, Verletzungen – und Entwicklungen ..	293
L. M.	
31 Traumatisierende Sexualität, Borderline-Persönlichkeitsstörung und Justiz	304
Kirsten Stang und Ulrich Sachsse	
32 Charme, Scham und Erregung: Probleme der Gegenübertragung ..	311
Udo Rauchfleisch	
33 Geschlechtsspezifische Aspekte der Übertragung und Gegenübertragung bei Borderline-Patienten und deren Bearbeitung ..	319
Almuth Sellschopp	
34 Psychodynamisch orientierter Umgang mit Sexualisierungen von Patienten mit Persönlichkeitsstörungen	330
Gerhard Dammann und Cord Benecke	

35 Körpererleben und Sexualität von Patienten mit Borderline-Persönlichkeitsstörungen – Ansätze für die körperorientierte Psychotherapie	349
Peter Joraschky, Angela von Arnim und Karin Pöhlmann	
36 Psychopharmaka und Störungen der Sexualität	358
Angela Merkl und Claas-Hinrich Lammers	
37 Echtheit und (Selbst-)Wertschätzung (bezüglich Sexualität) als Therapieziel	368
Jochen Eckert	
Über die Autoren	375
Sachverzeichnis	387

I Vorspiel

This page intentionally left blank

1 Sex, Freud und Ironie – eine Fortsetzung, die auch für sich alleine gelesen werden kann

Jürgen Hardt

Eine weitere Begegnung

Viele Jahre später.

Das Telefon klingelt. Ich habe eigentlich keine Lust, abzuheben, denn ich würde keinen Termin vereinbaren. Nicht mit jemand Neuem. Das weiß ich im Voraus. Ich wüsste auch nicht, an wen ich jemanden verweisen könnte, denn ich bin nicht mehr auf dem Laufenden, kenne viele der jungen Kollegen nur noch dem Namen nach.

Wenn ich unachtsam einen Ruf annehme, dann bin ich sofort bereit, abzusagen mit dem Hinweis, dass ich in Kürze meine Praxis aufgeben werde. Ich erspare mir dann die Schilderung, warum jemand kommen möchte und ausgerechnet zu mir.

Meine Bereitschaft, noch Neues zu hören, ist geringer geworden, denn es hat oft nur noch den Reiz einer modischen Verkleidung. Das Meiste, von dem jemand meint, es betreffe nur sie oder ihn, und das in ganz besonderer Weise, ist mir bekannt, und ich habe es schon zu oft gehört, als dass mich der neue Anschein noch interessiert. Manchmal amüsiert mich, wenn ich die Wiederkehr erkenne und erinnere mich an die Begeisterung, die das Unerhörte noch nie gehört auslöste. Die Wiederkehr könnte bedrückt machen, aber ich will die Begeisterung der Jungen nicht stören. Eine Begeisterung, die zu jeder neuen Generation gehört.

Die Neugierde auf fremde Schicksale ist mir schleichend verloren gegangen, und da ist es Zeit, aufzuhören. Ich werde denen nicht gerecht, die sich gerade überwunden haben und

mit einer gewissen Atemlosigkeit gegen ihre Scham anreden, denn einen Psychotherapeuten zu konsultieren, bedeutet noch immer das Eingeständnis einer Niederlage. Jemand hat sich eingestanden, dass er oder sie mit sich nicht mehr zurechtkommt. Deswegen verweisen viele schon am Anfang darauf, dass sie geschickt wurden, um sich eine vermeintliche Schmach zu ersparen.

Manchmal bin ich gespannt, zu hören, wie es heute ist, 20, 30 oder gar 40 Jahre alt zu sein, oder wie es ist, sich zum ersten Mal zu verlieben, oder wenn eine erste Liebe zu Ende geht. Eine gewisse Neugier wird in mir geweckt, wenn ich jemandem begegne, der mir ganz fremd ist, und das zuerst äußerlich. Manchmal stelle ich mir vor, wie es ist, wenn jemand gepierct mir gegenüber säße. Vielleicht an den Augenbraunen, vielleicht im Nasenflügel oder gar, nur beim Reden sichtbar, durch die Zunge.

Könnte ich mir vorstellen, wie es wäre, ein Gesicht zu streicheln und auf ein Piercing zu stoßen? Das würde mich irritieren, oder nicht? Wie wäre es, einen Mund mit einer gepiercten Zunge zu küssen? Stopp! Ich verbiete mir weitere Gedanken. Das wäre ein Übergriff in Gedanken, sich so etwas vorzustellen in meinem Alter. Ein Übergriff wie der, wenn Martin Walsers alter Goethe die Sprachkürzel der Levetzow-Mädchen benützt, lächerlich, übergriffig. Die Generationen schulden sich gegenseitige Diskretion und nicht nur Respekt, den die Alten von den Jungen fordern. Die Alten müssen auch respektieren, dass jedes Kind einen neuen Anfang macht, wie Hanns Sachs bemerkte, und

dass mit jedem Kind die Welt neu entsteht, in immer gleicher Weise.

Die Lebensprobleme wiederholen sich, und es gibt gar nicht so viele, wie man denken möchte. Dass sie so verschieden aussehen, liegt an der Mode: Man »trug« zu Zeiten Freuds Hysterie oder Zwangsneurose, später Charakterneurosen, dann narzisstische oder Borderline-Störungen, dann Grundstörungen. Heute gibt es Störungen von der Stange, mit geringem Anspruch ausgestattet, verwaltungstauglich und bezifferbar, aber nichts Neues, wenn man gelernt hat, auf den Grund zu schauen. Aber auch da bin ich ein Anachronist ...

Wieder einmal erreicht mich ein Anruf. Unvorsichtigerweise nehme ich den Hörer ab. Er ruft zwischen zwei Stunden an und möchte einen Termin haben, weil er sich gerade in der Gegend aufhält.

Ob es denn möglich sei?

Seine entschiedene Stimme lässt keinen Spielraum, ich habe keine Wahl. Ich sage zu.

Im Nachhinein verwundert mich etwas, dass ich nicht nach dem Namen und dem Anlass fragte, aber ich wusste sofort, um wen es sich handelt. Und hatte zugleich eine Ahnung, um was es gehen könnte. Schon am Klang der Stimme war mir klar, dass es sich um eine Wiederkehr und eine Fortsetzung handeln würde.

Es ist viel Zeit vergangen.

Ich bin gespannt, was oder ob sich überhaupt etwas bei ihm geändert hat. Aber wie selbstverständlich und wie beim letzten Mal kommt er pünktlich, als wäre in der Zwischenzeit nichts gewesen. Er ist grauer geworden und etwas durchscheinender. Die Augen sind eindringlich und lebhaft wie zuvor. Sein Benehmen ist selbstverständlich. Er kennt mein Begrüßungsritual genau und bewegt sich geschmeidig darin.

Er setzt sich auf den Platz, auf dem er vor Jahren saß und bemerkt sehr wohl, dass der Sessel neu ist, weil ich ihn abgesessen und zwischenzeitlich ausgetauscht habe. Mit schnellem Blick registriert er, dass sich ansonsten im

Raum wenig verändert hat. Ein paar neue Bilder, ein neuer Stapel Bücher.

Es ist wirklich viel Zeit vergangen, und in seltsamer Weise wird mir klar, dass im Raum eines Analytikers die Zeit still zu stehen scheint. Die Analyse bietet einen Raum außerhalb der Zeit, damit sich die Vergangenheit vergegenwärtigen kann, und das kann dazu verführen, die Vergänglichkeit zu vergessen. So braucht es keine vermittelnden Worte zum Übergang, es ist wie ein direkter Anschluss.

Er beginnt: »Ich war ja vor ein paar Jahren einmal bei Ihnen«, und ich denke etwas abfällig: Er hat nicht zwei bis drei Jahre gesagt, so wie sich ältere Herrschaften erinnern, wenn auch schon zehn oder fünfzehn Jahre vergangen sind.

Ich erinnere mich, wer er ist und was er mir damals erzählt hat bzw. zu verstehen gegeben hat, ohne es zu sagen. Dann überlege ich, um was es ihm damals ging, und bin zugleich neugierig, was aus ihm geworden ist. Ich erinnere mich, eine Kindheit im Krieg, das gepflegte Elternhaus mit einer seltsam bedeutungsschwangeren Atmosphäre. Gefangen in totalen Entwürfen, die längst gescheitert waren. Der fatale Hang, groß und absolut zu denken oder zumindest sich etwas auszudenken und zu verstehen, was sich gehörte. Das ungebrochene intellektuelle Aufwachsen im Namen des Ganzen, geleitet von einem, der zwar zugegeben hatte, groß irren zu können, aber den Anspruch nicht aufgeben konnte, groß zu denken. Dann das studentische Aufbegehren, die Lebensexperimente und der schier unstillbare Hang nach Freiheit, die meist darin bestand, es anders machen zu wollen und zu vergessen. Er war damals ratlos geworden und litt an einem Krampf des Nachdenkens. Er wusste, dass die Lösungswege, die er kennengelernt hatte, ihn nicht befreien, sondern ihn immer tiefer hinein führen würden. Er hatte mich aufgesucht, weil er eine dunkle Ahnung hatte – das war eher ein Gefühl als das Ergebnis eines Nachdenkens –, dass sein intellektuelles Problem nur zu lösen sei, wenn er es als höchstpersönliche Darstellung eines

allgemeinen Geschicks verstehen konnte. Davor scheute er zurück, weil er ahnte, dass ihm dann das begegnen würde, von dem er meinte, ihm längst entkommen zu sein. Dann blieb er weg.

Wieder macht er einen neuen Anfang: »Dahmals«, sagt er bestimmt und knüpft an verblasste Gedanken an, »war ich noch voller Zweifel, ich dachte, den richtigen Zeitpunkt zu verpassen oder zumindest, dass er an mir vorübergehen könnte, ohne ihn erkannt zu haben. Das war ein Gefühl wie das einer Liebschaft, die vorbeigeht und sich scheinbar in einem Augenblick hätte erfüllen können.«

»Mit dem Zweifel ist es so eine Sache«, erwidere ich. »Für sich genommen führt er ins Unendliche, löst gar alles auf. Zumindest, wenn man nicht mehr ganz sicher ist, dass das eigene Ich dem Zweifel standhält – und wer kann das schon immer sein.«

Mein Gegenüber fährt fort: »Der Zweifel löst also die Gegenstände auf und ist ein Mittel gegen die Verzweiflung. Im Gegensatz dazu steht die Ironie, die, wenn sie gelingt, zu Gelassenheit gegenüber den Dingen führen kann. Aber sie ist nicht leicht zu haben!« (Pause.) »Als älterer Mensch hat man oft genug Grund, sich zu fragen: Wer ist man schon? Wer ist man noch?«

Schematisch registriere ich, dass er sehr allgemein redet. Er sagt »man« und benützt unbestimmte Artikel.

»Mein Zweifel war ganz anderer Art«, meint er. »Ich hatte versucht, ihn zu stilisieren und methodisch aufzurüsten, damit ich ihn zur Befreiung aus meinem Herkommen hätte nützen können. Das ist alter Philosophenbrauch, den man schon im Proseminar zum Beginn der Moderne lernt. Dem Zweifel entzieht sich aber die Welt. Dann ist man schließlich mit sich allein, aber das ganz sicher ... und so bekam ich einen Krampf im Denken. Sie erinnern sich gewiss?« fragt er vertrauensvoll.

Ich sage daraufhin: »Mit dem Älterwerden enthüllt sich die Vergeblichkeit, dem Herkommen entfliehen zu wollen, wenn man zuerst an sich

erfahren muss, dass das Meiste sich wiederholt: Moden, Probleme, Denkweisen, die originell erscheinen, weil man sie selbst wie viele vorher selbst erfunden hat. Jedes Kind schafft eine neue Welt und muss sich ganz originell darin finden.«

Darauf er: »Man kann Kinder in ihrer Illusion entmutigen, wenn jemand darauf besteht, dass alles schon einmal da war. Der Prediger Salomon ist eine gefährliche Literatur in der Jugend, denn sie erzwingt, zu früh gelesen, eine Apathie oder aber in seltenen Fällen eine Sicht, die auf Hintergründiges eingestellt ist und den Vordergrund verschwimmen lässt. Obwohl das jugendliche Auge das kaum wahrnimmt, weil es noch so plastisch ist ...« Er stockt, schaut mich an. Nicht, dass er Zustimmung sucht, aber zumindest irgendeine Antwort.

Ich erwidere: »Und so haben die jugendlichen Probleme ihre Zeit, und manche halten ihr ganzes Leben daran fest, um nicht zu merken, dass sie älter werden. Und dann stellt sich die Wahl zwischen Bedrückung und Überdruß oder einer ironischen Distanz, die Wiederkehr und Eigenheit versöhnlich macht.«

Er meint: »Ich nehme an, Sie haben sich denken können, dass ich irgendwann zurückkommen würde.« Er schaut mich wieder prüfend an, ob ich weiß, was er meint, und stockt. »Das Gespräch mit Ihnen hat mir in seltsamer Weise geholfen, mit etwas fertig zu werden, von dem ich gar nicht so recht wusste, was es war. Es blieb eine Aufgabe. Aber ich habe mich nicht dazu durchringen können, das Gespräch mit Ihnen fortzusetzen. Ich kann nicht sagen, warum ich es so entschied. Vielleicht wäre es besser gewesen, es doch zu tun. Aber Sie wissen ja, die Hoffnung, etwas ändern zu können, trägt allzu oft.«

Er geht darüber hinweg, um was es sich handeln könnte, und ich fühle mich überschüttet von Gedanken, die viele Stunden, vielleicht Jahre einer therapeutischen Beziehung hätten füllen können. Langsam bekomme ich eine vage Vorstellung, aber nichts Genaueres. Wieder

überlässt er es mir mit großem Geschick, mir auszudenken, was er meinen könnte.

Er sagt: »Wissen Sie, ich hatte in der Zwischenzeit einigen Erfolg. Obwohl Philosophen scheinbar keine Konjunktur haben, werden sie doch in der sinnlosen Geschäftigkeit gebraucht. Manchmal als Zierrat und manchmal, weil die Menschen nicht darum herumkommen, dass sie anfangen, über sich nachzudenken. Dann freuen sie sich, wenn jemand da ist, der nichts anderes gelernt hat. Da muss man ironisch werden, um seine Selbstachtung zu bewahren, sonst hat man das Gefühl, man prostituiere sich. Diese Ironie hilft dann, sich noch einigermaßen ehrenwert bezahlen zu lassen für etwas, was möglicherweise nur als Anstrich von Kultiviertheit verwendet wird. Oder einfach dazu dienen soll, die Effizienz einer Führungsschicht zu steigern, die alles berechenbar gemacht und den Sinn des Ganzen aus dem Auge verloren hat.« (Pause.) »Ich habe oft über das Leben sprechen sollen und konnte nicht verhindern, dass immer mehr Ironie in meine Sicht einzog. So habe ich mich in Ihrem Gebiet bewegt. Irgendwann habe ich verstanden, dass Freud hinter der Maske eines Wissenschaftlers ein Ironiker war. Sie werden es kaum glauben«, wendet er sich vertraulich an mich, »manchmal lese ich Freuds Werke und verstehe, dass er noch einer von denen war, die vom Leben sprachen und über das Leben nachgedacht haben. Psychotherapeuten denken ja im Allgemeinen nicht mehr über das Leben nach. Sie haben es aufgegeben, als sie dachten, es sei notwendig, in bestimmter Weise wissenschaftlich zu werden. Sie haben es gerade zu dem Zeitpunkt aufgegeben, als es nötiger den je gewesen wäre, weil damals die großen Erzählungen über das Leben nicht mehr getragen haben. Und das war lange vor dem Tod des Menschen oder bevor die Metaerzählungen als blasierte Versprechungen entlarvt wurden.«

Ich sehe ihn an. Will er wieder eine Art Seminarsgespräch mit mir über das Thema »Zwischen Psychoanalyse und Philosophie« führen wie beim letzten Mal? Oder hat er irgendein

persönliches Anliegen, das ihn bewegt? Vielleicht ist das aber keine Alternative, denke ich, stellen sich doch große Gedanken oft als höchstpersönliche Probleme dar. Und da gibt es viele berühmte Beispiele ... Eigentlich war es das, was ich ihm im letzten Gespräch hätte sagen wollen, wenn ich es in seinem Beisein hätte klar erfassen können. Aber ich brauchte seine Abwesenheit, um das, was er mir gesagt hatte, zu ordnen und in eine Deutung zu heben.

Unbeirrt fährt er fort: »Das bloße Nachdenken über das Leben macht große Entwürfe; nur wenn die Erfahrung vom Leben fehlt, sind sie wie Seifenblasen, glänzend bunte Oberflächen, in denen man sich spiegeln kann. Oberflächen, die nichts umfassen als Leere, eben Blasen. Freud hat noch über das Leben nachgedacht – wir sprachen darüber. Deswegen bin ich damals zu Ihnen gekommen, zu einem Analytiker, von dem ich wusste, dass er sich noch mit Freud beschäftigte. Das wichtigste Ergebnis von Freuds spätem Nachdenken war doch, dass der Tod in den Menschen zurückverlegt ist. Der Mensch projiziert den Tod, kämpft gegen ihn an und muss ihn schließlich anerkennen. Er hat von sich schließenden Kreisbewegungen des Lebens geredet.« Er schaut mich prüfend an, vergewissert sich, ob ich ihm folge. Ich schaue ihn an, weiche dem Blick nicht aus, wieder droht sich die Situation zu verkehren ...

Ich antworte: »Freuds Denken über den Menschen steht in einer Tradition, derer er sich bediente und aus der er meinte, ausscheren zu können. Mit dem jugendlichen Drang nach Originalität verstand er es als eine Auszeichnung, sich nicht zu beziehen, obwohl er wusste, wie viel er den Vorherigen zu verdanken hatte. Aber das Wissen um das Herkommen kann verzagt machen, und es ginge so manches Wertvolle verloren. Der unbekümmert Schöpferische entdeckt oft unwissend neu, was längst bekannt ist und nicht einmal ganz vergessen. Manchmal ist der Fortschritt eben doch nur eine Nuance. Auch das hat Freud öfter spöttelnd bemerkt.«

Er sagt daraufhin: »Die Psychoanalyse ist nicht so neu, wie sie sich gerierte, aber das ist eher die Regel als die Ausnahme bei den großen Entwürfen und tut ihrer Größe keinen Abbruch. Aber etwas mehr Bescheidenheit gegenüber ihrem Herkommen würde ihr anstehen und sie weniger geneigt machen, sich den modischen Strömungen anzubiedern. In der Psychoanalyse schließt sich der große Kreis der Psychotherapie und kommt zu ihrem Anfang zurück.«

Ich bemerke: »Epikur ist der Vater aller Psychotherapie. Seine ganze Philosophie hatte keinen anderen Zweck als den, die Seele zu behandeln. Er sah in der Angst vor dem Tode die Wurzel allen menschlichen Leidens. Seine Psychotherapie war eine großartige Behandlung der Todesangst. Psychoanalytiker haben das wohl alles vergessen und als unnützen Ballast abgeworfen.« (Pause.) »Heute sind sie zu Leistungserbringern im Gesundheitswesen geworden. Sie produzieren genormte Gesundheit.«

Er stockt. Wieder werde ich sehr vorsichtig. Er stellt mir eine Falle, versucht mich von sich abzulenken, in dem er ein Thema anspricht, von dem er annimmt, dass es mich sehr beschäftigt. Es ist die gleiche Dynamik wie vor Jahren. Er will etwas von mir hören. Er will etwas von mir wissen. Aber zugleich will er auch nichts wissen über sich, oder vielleicht doch? Vielleicht will er den Sinn von Psychotherapie für sich in Erfahrung bringen, um mir zu beweisen, dass eine Psychotherapie zu kurz greift, wenn sie nicht das Ganze bedenkt. Aber nach dem ersten Gespräch ist er fern geblieben ... Vielleicht hat er sich aber auch nur fern gehalten, und es scheint so, als habe er aus der Ferne verfolgt, was mich beschäftigt hat.

Er sagt: »Freuds Ironie besteht doch gerade darin, dass er das höchst Individuelle als das Allgemeinste entlarvt hat. Das ist deutlich, wenn man seine Behandlung der kindlichen Sexualität betrachtet. Speziell der Ödipuskomplex ist als individuelle Grundstruktur entdeckt und zugleich das Allgemeinste. Denn ist es nicht so, dass das, worüber wir am tiefsten schweigen

und was wir nur mit größter Scham zugeben, genau das ist, was wir mit allen teilen? Das ist eine alltägliche Erfahrung, über die wir uns zu verwundern nie wagen.«

Wieder lässt er seine Überlegung so stehen, stockt und verlässt sich darauf, dass ich weiß und weiterdenke. Aber nicht so wie Patienten, die sich schämen und von uns erwarten, dass wir das Schamhafte erraten, ohne dass sie es aussprechen müssen.

Er fährt fort: »Aber das ist nicht alles. Das Individuum selbst hat eine ironische Existenz. Wenn es seine Interessen, seine tiefsten Anliegen meint zu verfolgen, dann dient es letztlich nur der Generationenfolge. Es ist sicher richtig, dass die kindliche Sexualität ganz auf das Individuum beschränkt ist. Aber gerade weil auch sie vom Eros bewegt wird, wenn auch in einer weiß nicht wie gearteten Mischung, so hat doch der Eros selbst ganz andere Ziele als das einzelne kleine Menschenwesen.«

Er hat sich jetzt in Fahrt geredet und beginnt etwas salbungsvoll zu dozieren oder zu einer Lobpreisung des göttlichen Eros anzuheben. Aber das ist nur ein abwertender Gedanke von mir, muss ich mir eingestehen. Ich erinnere mich, schon vor Jahren war sein Denken nicht vom platonischen Eros bestimmt, sondern es war etwas viel Gewaltigeres, was ihn bewegte. Ein Weltprinzip, dem er sich unterworfen fühlte und dem er mit denkerischen Mitteln nicht entkommen konnte.

Ein Weltprinzip wie das von Empedokles, das die Menschen umtreibt, hin und her wirft, ohne dass sie es wissen. War es nicht genau das, was er damals von mir wissen wollte? In einer Zeit, in der er noch mit der Schuld seiner Kindheit aus einem Nazihaushalt haderte und das gewaltige Denken des Ganzen in sich bekämpfen musste, ein Denken, das in der Studentenrevolution seltsam wieder auflebte, worauf eine ausländische Psychoanalytikerin mit scharfem Verstand hingewiesen hatte. Aus ihrer Sicht war der Protest der Studenten gegen den Muff von tausend Jahren in diskreter Weise eine Wiederkehr der Jugendbewegung. Das wollte

aber niemand wissen, und man beschuldigte sie des Konservatismus. Aber hat nicht vor über hundert Jahren die Befreiung der Sexualität begonnen, und war sie nicht in der völkischen Natürlichkeit fortgesetzt worden?

Heute gibt es eine weit verbreitete andere Ent-eignung der Sexualität. Das sieht man daran, dass sexuelle Lust zu einem Produkt geworden ist, ähnlich wie Gesundheit und Bildung. Ein Produkt, das möglichst kostengünstig in billigen Verfahren hergestellt werden soll. Dazu gibt es Sexarbeiter und Sexarbeiterinnen, die, wie auch andere billige Kräfte, als Leiharbeiter aus dem billigeren Ausland angeheuert werden. Es handelt sich um eine gewaltige Industrie, die ein geduldetes Schattendasein führt. Analytiker befassen sich selten bzw. überhaupt nicht damit. Dank der umfassenden Virtualisierung scheint es auch niemanden wirklich zu berühren. Daran kann man sehen, wie leicht die Lust verwertbar ist. Man kann sie in Produktionsprozesse einbeziehen. Die Natur hat das schon immer getan!

Das Ironische an Freud ist im Grunde, dass er die Sexualität aus dem Fortpflanzungsprozess befreit und mit dem Eros wieder eingefangen hat. Individuelle Lust ist die Prämie der Ewigkeit, die über das Individuum hinweggeht. Die Lust wird dem Ephemerem gewährt. Ich denke, wir müssen sehr vorsichtig sein, wenn wir meinen, etwas Neues gefunden zu haben. Ob es nicht doch nur eine Wiederkehr in leichter Maskerade ist?

»Lassen wir das«, höre ich mich selbst wie von Ferne sagen und frage wieder: »Um was geht es Ihnen denn heute eigentlich?« Ich weiß, dass diese Frage aus dem Alltagsarsenal eines Psychotherapeuten ganz unpassend ist, und er quitiert es mit einem verzeihenden Lächeln. Es ist auch gar keine Frage, sondern eher ein psychotherapeutischer Disziplinierungsversuch zur Rettung meiner Position. Bei diesem Gedanken lächelt er etwas überheblich. Ein Hauch von Spott zieht über seinen Mund. Er gibt zu verstehen, dass er mir verzeiht, und er wird noch einmal beginnen.

Er sagt: »Normalerweise interessieren sich Analytiker ja für das Sexualleben ihrer Patienten. Ich habe Ihnen davon nichts erzählt, und es gibt auch wenig darüber zu sagen. Ich weiß, dass es überhaupt nichts aussagt, wenn man sagt: Es ist alles normal. Was ist schon normal? Und selbst das ist so trivial, dass man es nicht mehr zu sagen braucht. Ich bin natürlich jemand, der die sog. sexuelle Revolution mitgemacht hat. Es war in meinen späten Studenten-jahren. Irgendwie hat sich da was getan, aber es hat mich eigentlich nicht interessiert, weil alles so selbstverständlich war. Damals ging es um die sexuelle Befreiung, Experimente und neue Konstellationen, ermöglicht durch endlich sichere Verhütung. Alle redeten davon.« (Pause.)

»Heute ist Sexualität kein öffentliches Thema mehr. Höchstens noch in irgendwelcher Trivial-presse und natürlich: Sexualität ist ein Produkt geworden. Ebenso wie – und das wissen Sie besser als ich – Gesundheit und Bildung. Es gibt eine Sexindustrie und eine stille virtuelle Sexwelt. Darum kümmern sich die Gebildeten und auch die Analytiker wenig. Sie gehen darüber hinweg, als sei ihnen ihr Gegenstand ent-eignet worden und in normale Verwertungsprozesse eingebunden. So altmodisch das klingt«, fährt er fort, »das Individuellste, so zumindest erleben viele ihre Sexualität, ist durch Scham und Schicklichkeit geschützt. Früher schien es uns umgekehrt zu sein. Jetzt ist Sexualität zur Ware geworden. Psychotherapeuten beschäftigen sich kaum damit, was passiert. Die Spezialisten der Sexualität haben sich von dem Thema zurückgezogen. Dabei ist sie gar nicht mehr im Verborgenen, durch Ideologie vom Bewusstsein fern gehalten, sondern sie ist ganz deutlich überall wahrzunehmen, schreiend laut und bunt. Es ist sozusagen eine Sparte der Unterhaltungsindustrie. Na und? Aber das alles verdeckt ja nur, dass die individuelle Sexualität das Allgemeinste ist. Es ist eine Paradoxie, die zum Leben gehört.«

Was will er mir damit sagen? frage ich mich. Hat er einen Abstand zum Leben, der ihn bekümmert, weil er merkt, dass er nicht mehr in

einer Weise leben kann, die ihn über viele Jahre seines Erwachsenseins bestimmt hat?

Ich frage mich, um was geht es. Was will er eigentlich? Vielleicht ist das alles die Folge eines Zögerns in einem unbedachten Moment, wo er nicht mehr weiter weiß. Vielleicht hat er auch eine irgendwie geartete familiäre Krise. Hat er überhaupt so etwas wie eine Familie? Mir wird klar, wie wenig ich eigentlich von ihm weiß. Damals war er jemand, der kurzzeitig das Licht verdunkeln konnte und mich ratlos zurückließ.

»Wissen Sie«, gesteht er mir und ist dabei ein wenig verlegen, was ich ihm nicht zugetraut hätte, »ich komme aus einem Grund, den Sie vielleicht lächerlich finden werden.« Ich denke, dass dies eine besondere intellektuelle Abwehr von Scham ist, wie sie oft bei Gebildeten zu beobachten ist.

»Ich komme«, setzt er zum zweiten Mal an, und ich spüre, dass es ihn große Überwindung kostet, »weil ich Martin Walsers neues Buch über Goethe gelesen habe.« Er macht eine kleine Pause. »Eigentlich ist es ein törichtes Buch von einem alten Mann über einen alten Narren.« Er setzt einen Punkt der Empörung, sieht mich an. Diesmal will er wirklich wissen, ob ich seinem Urteil zustimme oder nicht, oder ob ich überhaupt weiß, von was er redet.

Er sieht mich an, will herausfinden, ob ich das Buch kenne. Ich blicke ausdruckslos zurück, will es offen lassen, er soll die Freiheit haben, es sich auszudenken. Ich möchte ihm nicht sagen, was in seiner Gegenwart unangebracht belehrend klingen würde, dass er davon absehen solle, ob ich es kenne oder nicht, denn jeder lese sein eigenes Buch, sehe seinen eigenen Film. Sonst bestehe die Gefahr, dass er meine, ich wisse schon alles. Das ist die Quelle der größten Missverständnisse!

Er meint: »Man könnte auch sagen, es ist ein peinliches Buch. Warum wurde es nicht peinlich verschwiegen oder übergangen, sondern zum Teil zur großen Literatur gezählt, die etwas über das Leben zu sagen weiß?« Er macht eine Pause, um dem, was er sagt, noch mehr Bedeu-

tung zu verleihen. »Ich frage Sie, und damit ist es mir ganz ernst: Ist mit mir was nicht in Ordnung? Bin ich so verkehrt, weil ich, was Walser beschreibt, in mir nicht entdecken kann? Muss ich etwas abwehren? Habe ich vielleicht in meinem Leben etwas Wesentliches versäumt und habe es nie gespürt?« (Pause.) »Das ganze Buch wimmelt nur so von Perseverationen. Ist das so, wenn man alt wird? Ich dachte immer oder hoffte darauf, dass es ein Alter mit Würde gibt. Das muss doch mehr sein als ein steriles Festhalten an Dingen, die längst vergangen sind. Oder bekommt man eine Routine darin, sich immer wieder neu festzuhalten? Eine unzeitgemäße Illusion, wie sie Walser schildert, hat offensichtlich große Verführung. Oder gibt es auch etwas anderes? Gibt es eine echte Freude an den Jungen, die nachfolgen? Sagen Sie, gibt es denn nicht auch ein Altern der Illusionen? Gehört nicht zur Reife, dass sich auch unsere Phantasien mit uns ändern und mit uns älter werden?« (Pause.) »Das Buch hat mich empört. Der Titel lautet: »ein liebender Mann«. Vielleicht sollte das Buch treffender »ein selbstverliebter Mann« oder »ein liebesunfähiger Mann« heißen.« (Pause.) »Das Buch ist eine Orgie der Selbstverliebtheit. Es ist den Bekenntnissen des Herrn Walser deutlich zu entnehmen: ein zynisches Buch. Deswegen haben ihm auch prominente, intellektuelle Zyniker artig applaudiert, als Martin Walser sein sprachlich minderwertiges Werk in großen Räumen inszenierte. Sie applaudierten wohl, sonst hätten sie lauthals protestieren müssen, als Walser seine mühsam übertünchte Missbrauchsgeschichte eines kleinen Mädchens – und das ist eine junge Frau gegenüber einem alten Mann, die seine Enkelin sein könnte – zum Besten gab. Es war, als sollte die Umgebung, die nur auf Beeindruckung und Machterhalt hin angelegt ist, die fehlende Größe seines Machwerks wett machen.« (Pause.) »Ich dachte, es ist so, als würde ich den Glanz, den mir meine Studentinnen beim bereitwilligen Zuhören verleihen, missbrauchen. Die Zuneigung nicht nur mild entgegennehmen und still genießen, sondern

mit meinen aufgebliebenen Phantasien beladen und dann auf sexuelle Verwirklichung drängen.« (Pause.) »Die Geschichte von Goethe und Ulrike endet mit einer Katastrophe. Einer großartigen, wie Walser meint. Genau genommen aber mit einer recht schäbigen. Das Ende ist die Entwertung einer vorher völlig überforderten jungen Frau, die sich Mühe gab, dem zu entsprechen, was ihr angetragen wurde, und die bereit war, einen großen alten Mann zu verehren, was dieser genoss, aber in seiner eitlen Selbstverliebtheit gründlich missverstanden hat.«

Ich sage: »Ihm hat die ironische Distanz zu sich selbst gefehlt. Die hätte ihn frei gemacht, die Beziehung mit der Distanz der Generationen zu genießen, ohne dass der Verzicht zur Abwertung hätte führen müssen.«

Er meint: »Da hätte man dem alten Herrn doch mehr Stil gewünscht. Goethe hatte ihn möglicherweise eher als Herr Walser.«

Ich denke daran, dass ich in das Buch hineingelesen habe, aber keine Lust hatte, es zu Ende zu lesen. Obwohl es sich hätte schnell lesen lassen, weil es keinen besonderen Anspruch erhebt, selbst als Nachtlektüre geht es hin. Es ärgert mich immer und macht mich skeptisch, wenn Bücher mit einem riesigen Werbeaufwand vermarktet werden, denn Bücher, die wirklich gut sind, sprechen für sich und kommen meistens ziemlich leise daher.

Er stockt ungewöhnlich lange, schaut in den Raum und lässt mir Zeit, nachzudenken. Ich überlege und erinnere mich, wie verlockend es sein kann, die entgegengebrachte Zuneigung in der Analyse für sich zu gebrauchen, z. B. wenn eine jüngere Frau den älteren Psychoanalytiker maßlos überschätzt oder gar bereit ist, ihm ein lang vermisstes Gefühl von überwältigender Attraktivität zu verleihen. Solche Gefahren des Missbrauchs von Zuneigung sollte der erfahrene Psychoanalytiker kennen. Hier zeigt sich die Kunst in der Handhabung der Übertragung: ohne Beschämung, ohne Verzweiflung, ohne Zynismus, aber mit gekonnter ironischer Distanz die Verwicklungen der Generationen zu

meistern. Dass diese Gefahr oft zur Katastrophe führt, wissen wir nur zu genau. Besonders gefährdet sind die, die in hohem Ansehen stehen und in ihrer Größe einsam sind.

Hätte der Walser-Goethe etwas davon gewusst, dann hätte Ulrike nicht von ihm abgewertet werden müssen, um den Zauber zu lösen. Goethe hätte sie gehen lassen können wie ein glücklich Sterbender das Leben selbst, das andere weiterführen.

Mein Gegenüber mischt sich in meine Gedanken ein: »Ist das nicht ein erstrebenswertes Ziel? – Epikur hat es vorgelebt! – Auch ich hätte dem Walser-Goethe mehr Gelassenheit gewünscht. Er hätte sich an Epikur erinnern können, das wäre wirkliche Größe gewesen, und seine Dichtung hätte darunter nicht gelitten, die Entwertung der unerreichbaren Geliebten aber verhindert.« (Pause.) »Ich kann das nicht zitieren, aber im Wissen um den Fluss der Generationen sagt Epikur in etwa: Nicht der junge Mann sei glücklich, sondern der Alte. Der Junge wird in seiner Kraft hin und her gerissen und ist dem Zufall ausgeliefert. Der Alte ist in einem Hafen vor Anker gegangen und hält die Güter, auf die er früher nicht zu hoffen wagte, in sicherem Gedenken verschlossen.« (Pause.) »Das heißt natürlich überhaupt nicht, dass das sexuelle Begehren im Alter aufhört«, fügt er hinzu, »aber es ändert sich mit uns. Wir sollten unsere Phantasien und Gelüste nicht in uns verschlossen halten, denn verschlossen bleiben sie jung und altern nicht. Wenn wir sie ausleben, altern sie wie wir. Wenn das gelingt, dann können wir ohne Bitterkeit den Jungen gönnen, was zu ihrer Zeit gehört, und unsere verbliebene Zeit dennoch genießen. Sich gegen den Lauf der Zeit stellen zu wollen ist doch lächerlich.« Ein gewaltiger Schlusspunkt, denke ich. Fragend fährt er fort: »Ist das eine Rationalisierung von Altersschwäche, so wie ich denke und mich bemühe? Es scheint mir so, wenn ich die unkritische Zustimmung zu Walsers Buch höre, denn niemand fragt empört, was mich bewegt.«

Ich weiß, dass ich ihm eine Antwort schulde; aber Analytiker sollen zu Lebensfragen keine Stellung nehmen. So bemühe ich mich so gut es geht um Neutralität; aber manchmal kann man sich nicht einfach raushalten, schon gar nicht, wenn es alle angeht.

»Ich ahne, dass ich Sie in einen Zwiespalt bringe, wenn ich auf eine Antwort bestehe«, sagt er. Ich nicke und gebe damit zu verstehen, dass ich einverstanden bin.

Für den psychoanalytisch geschulten Leser ist das Buch eine mühsam kaschierte, nicht einmal sublimierte Missbrauchsgeschichte. Dass das Kaschieren mit Sublimation verwechselt wird, ist eigentlich schon ein kultureller Skandal. Aber jedem aufmerksamen Leser müsste doch eigentlich auffallen, dass es sich um eine Überschreitung der Generationenschanke handelt. Nur weil es gleich zwei Generationen sind, entzieht es sich möglicherweise dem gewöhnlichen Blick. Es fällt offensichtlich niemanden auf. In der Kritik spielt das keine Rolle.

Walser lässt Goethe das irgendwie ahnen. Er lässt die beiden Figuren mit der Sprachverwirrung spielen. Die Sprachverwirrung wird kokett inszeniert, so wie häufig in der Wirklichkeit zwischen Onkel und kleiner Nichte, oder auch Vater und Tochter, häufiger Großvater und Enkelin. Scheinbar ist das verzeihlich, weil es sich um einen wortgewaltigen Alten handelt, der aus dem Rokoko wie aus einer unendlich weiten Vergangenheit stammt und dort mit einem kleinen Mädchen spielt, das aus einem nachrevolutionären Straßburger Internat zu Besuch ist.

Ferenczi hat die Folgen der Sprachverwirrung zwischen Zärtlichkeit und Leidenschaft dargestellt. Hier scheint es um zwei Zärtlichkeiten oder Leidenschaften zu gehen. Am Schluss zeigt sich überdeutlich, dass die beiden Ebenen völlig verschieden sind. Der alte Mann bemüht sich, die Sprache der Kinder zu sprechen, aber es ist nur allzu offensichtlich, dass er Anderes damit betreibt. Die Mädchen versuchen sich mit ihrer Sprache der Gewalt des Al-

ten zu entziehen. Aber auch das gelingt ihnen nicht.

Sprachverwirrung gibt es eben nicht nur eindeutig zwischen zwei Sprachen, sondern es kann zwischen vielen Sprachen Sprachverwirrungen geben.

Ich habe ihn ganz aus dem Sinn verloren. Man darf sich in der Analyse nicht empörenden Gedanken hingeben: Ironie steht gegen Zynismus und Bitterkeit, Verzweiflung, wenn man von der jugendlichen Lust des Individuums nicht lassen kann.

Er fährt fort: »Freud hätte gegen ein solches Buch Bedenken gehabt, nicht nur, weil er Goethe verehrte. Es wäre für ihn eine seltsame Art der sexuellen Befreiung gewesen. Freud hat zwar die sexuelle Befreiung mit bewirkt, aber so etwas kann man ihm wirklich nicht in die Schuhe schieben. Er gilt für viele als ein Vater der sexuellen Befreiung. Aber Sie wissen ja, als Person war er ganz anders, alles andere als ein lüsterner alter Mann, eher ein pröder Mensch mit vielleicht einigen Ausrutschern, die man ihm mit einer gewissen Lüsternheit nachweisen möchte. Aber was würde das schon besagen? Hätte es irgendeine Bedeutung? Und trotzdem stimmt es, dass die Sexualität eine der wichtigsten Triebkräfte der Menschen ist.«

Wieder schaut er mich an. Nicht, weil er Zustimmung haben möchte. Es ist eher eine Selbstverständlichkeit, etwas hochtrabend formuliert.

»Sie wissen, wir Philosophen haben uns nicht so viel mit Sexualität beschäftigt. Aber indirekt hat es immer eine Rolle gespielt. Selbst das solipsistische Denken von Descartes hat eine Grenze am Geheimnis der Fortpflanzung gefunden. Er konnte es nicht lösen. Angeblich hat er deswegen ein Kind gezeugt. Aber es ging nicht, er kam nicht weiter. Wie sollte er auch die Fortpflanzung erklären, wenn er die Seele völlig vom Körper getrennt hat?«

Wieder weiß ich nicht genau, auf was er hinaus will. In seine Gedanken vertieft fährt er fort: »Was ist aber die Seele in diesem ganzen Geschäft der Sexualität?«

»Die Psychoanalyse«, sagt er dann und wendet sich vertraulich mit einem Seitenblick an mich, »hat sie wirklich die Sexualität befreit? Ist das die Erfahrung der Psychoanalytiker? Da gibt es Ausnahmen, die die Phantasie, die auf die Analyse trifft, zu erfüllen scheint. Aber tatsächlich ist es doch anders.«

Über Sexualität ist viel geredet worden. Was gibt es dazu noch zu sagen? Es ist doch schon alles gesagt und so oft und von vielen. Natürlich ist das Sexuelle ein Reichtum, besonders weil es alles andere relativiert. Das Leben hat einen Mittelpunkt und eine Richtung. Schon die Verliebtheit organisiert die ganze Welt neu. Sie gibt dem Leben ein Ziel und schafft eine neue Zeit. Mitmenschen und Tätigkeiten, alles wird neu geordnet. Viele vergessen, dass Freud die kindliche Sexualität an den Anfang stellte und dass die kindliche Sexualität die Grundlage von allem ist. Psychoanalytiker haben sich stillschweigend von Freuds tiefster Einsicht verabschiedet. Sie sprechen von Sexualität und meinen die, die Freud »genitale« nannte, und vergessen die andere, die dem zugrunde liegt. Das ist, was man in der Geschichte »Revisionismus« nennen würde, eine stille Revision, dem allgemeinen Gebrauch verpflichtet. Psychoanalytiker stellen sich nicht mehr gegen die Meinung und schon gar nicht mehr gegen die öffentliche. Allzu oft beugen sie sich ihr, und so reden sie von Sexualität und meinen Sex.

Sexualität als individuelles Lebensziel junger Männer zeigt sich beim Autofahren an den Ampeln, wo sie als Erste starten in einem unsinnigen Wettkampf. Sie folgen einem dunklen Drang und wollen gar nicht an ein bestimmtes Ziel. Das Wichtigste ist, Erster zu sein. Wenn man solche Situationen von oben sieht, wenn man also von außen auf das Leben schaut, dann erscheinen sie einer Spermatozoenlogik zu gehorchen. Natürlich wissen sie nicht, dass sie angetrieben werden, weil sie sich ganz sich selbst fühlen und erfüllen so ihr Geschick, ohne es zu wissen.

Er sagt: »Sexualität ist aber nicht nur zielgerichtete Bewegung, sondern ist Rhythmus und Takt

in einem. Die Zeiten von Rhythmus und Takt sind ganz unterschiedlich. Der Takt ist eine Teilung der Zeit, mit der Bewegung auf ein Ziel und mit einem Startpunkt verbunden. Er hat einen Anfang und ein Ende, sonst könnte er ja auch nicht zerteilt werden in immer gleiche Einheiten. Der Rhythmus kommt aus dem Unendlichen und geht in das Unendliche über. Das macht einen großen Unterschied. Den Rhythmus kann man nicht zerteilen. Es gibt nur eine Wiederkehr. Früher hat man überlegt, ob Takt und Rhythmus etwas Wesentliches im Unterschied der Geschlechter ausmachen. Sie machen einen wirklichen Unterschied.«

»Sie wissen ja«, fügt er vertraulich hinzu, »die Liebe kennt nur die Gegenwart, auch wenn man meint, sie in die Ewigkeit zu heben, indem man den Sex von ihr absplattet. Die sinnliche Liebe schafft sich eine eigene Zeit, einen Augenblick, die alle Zeit in sich aufnimmt. Von daher kommt danach die Traurigkeit, weil der Moment der Erfüllung zugleich ahnen lässt, dass er in einer Art von Ewigkeit aufgehoben ist. Aber das sind nur unnütze Gedanken ...«

Bedeutungsvoll sieht er mich an, und ich denke an einen meiner ersten Patienten, einen gut aussehenden, etwas zwanghaften jungen Mann. Der Vater war noch nach dem Osten ausgerichtet und sah sich mit Unendlichem verbunden, ganz entschlossen, nach vorne zu gehen und sich von nichts abhalten zu lassen. Die Mutter mit einem einladenden Schoß, der noch viele Soldatensöhne hätte hervorbringen können, mit gewaltigen Brüsten, so voller Leben, dass sie hätten sprudeln können. Dieser junge Mann litt an einer hartnäckigen Impotenz. Er hatte die durch keine Information belehrbare Phantasie, er würde sich auflösen, wenn er mit einer Frau schlafen würde. Ein Koitus sei sein Ende. Als er in der Analyse begann, bei Freud herumzustöbern und beiläufig den Koitus als den »kleinen Tod« entdeckte, kam er triumphierend in die Stunde und dachte, eine Bestätigung seiner Ängste gefunden zu haben. Er meinte, Freud habe den Tod im Koitus verkleinert, um ihm den Schrecken zu nehmen. Im

Grunde genommen habe Freud genau gewusst, dass er wirklich mit dem Tod verbunden sei. Er widerstand allen Verführungsversuchen, und als er schließlich doch wagte, mit einer Kommilitonin zu schlafen, und diese lächelte, war er überzeugt, dass sie über seinen bevorstehenden Tod triumphierte.

Frauen haben ein überlegenes Wissen von Sexualität und vielleicht eine tiefere, zumindest eine andere Lust. Das wusste schon Teresias aus eigener Erfahrung und durfte es im Krieg der Geschlechter nicht verraten. Als er es dennoch tat, wurde er mit äußerer Blindheit geschlagen. Das berichtet zumindest der Epikureer Horaz. Diese Vorgeschichte des Ödipus haben die Analytiker nie zu denken gewagt.

Das Kräfteverhältnis der Geschlechter können junge männliche Therapeuten erfahren, wenn sie noch frisch in der Profession einer lebenserfahrenen Frau im Interview gegenübersitzen, die ab und zu bestätigt, was der junge Mann vermutet und ihm recht gibt, aber eigentlich nur, um ihn nicht so sehr zu verunsichern. Zugleich lächelt sie wissend. Und darin zeigt sich die Unterlegenheit des Wissens gegenüber der Erfahrung. Wenn man den Mut hat, genauer hinzusehen, sieht man ganz deutlich, wie ein mildes, eher verzeihendes Lächeln der Überheblichkeit aus Erfahrung über ihr Gesicht huscht.

Ich habe bei diesen Überlegungen mein Gegenüber ganz aus den Augen verloren und sehe ihn wie von Ferne an. Er scheint auch nachzudenken. Über die Ironie der Sexualität vielleicht, und ob der individuelle Tod eng mit der Lust verbunden ist.

Unsere Gedanken verwirren sich in seltsamer Weise. Es macht mir große Mühe, die Gedanken zu entflechten und dazu zurückzufinden, dass ein Mensch, der in irgendeiner unklaren Weise Hilfe bei mir sucht, mir gegenüber sitzt. Ich diszipliniere mich wiederum und frage mich, was er mir gerade gesagt hat und was das zu bedeuten hat. Aber es ist schwer, und ich tröste mich damit, dass, wenn man so lange wie ich Menschen zugehört hat, es schon immer

wieder passieren kann, dass diese Einzelnen verschwimmen. Es ergeben sich ganz eigenartige Mischbilder, die Lebensalter, Geschlechter und sogar Generationen übergreifen. Plötzlich wird so etwas wie das Leben sichtbar in jeder einzelnen Begegnung.

Mein Gegenüber fährt fort: »Der Zweifel macht das Individuum sichtbar, aber er bietet keinen wahren Halt. Mit dem Zweifel ist das so eine eigene Sache. Für sich genommen führt der Zweifel ins Unendliche. Er löst alles auf. Zumindest dann, wenn man nicht mehr so sicher ist, dass das eigene Ich dem Zweifel standhält. Als älterer Mensch hat man oft Grund genug, sich zu fragen, wer bin ich schon, weil die Jungen so mit einem umgehen und indirekt fragen, was man noch will. Wenn sich die Frage altersgemäß stellt und entwicklungsnotwendig, sozusagen aus innerem Antrieb und nicht aufgefordert durch eine Erfahrung, dann verstärkt sich der Zweifel.«

Er sagt: »Ich bin mein eigenes Selbst«, sagt ein kleiner Junge zu seiner Mutter, wenn sie ihm die Locke aus der Stirn streichen möchte. Er bekräftigt seine Worte, in dem er aufstampft und ruft: »Selbst!« Eine ähnliche Bewegung gab es bei Descartes, der in seiner Verwirrung und Unsicherheit – er fragte sich, welchen Weg er gehen solle – sich gegen die Aufträge seines Vaters wehrte. Seine Formel lautete psychotherapeutisch gesehen: »Ich bin kein Sohn! Ich bin mein eigenes Selbst, das ich in meinem Denken selbst erfunden habe.« Deswegen hat das »Cogito ergo sum« eine solche Faszination für junge Menschen, nämlich dann, wenn sich jemand aus der Generationsfolge befreien möchte.«

Schematisch registriere ich, dass er wieder sehr allgemein redet. Er sagt »man« und »jemand«, benutzt unbestimmte Artikel. Normalerweise würde ich ihn darauf hinweisen und etwas belehrend darauf aufmerksam machen: Wenn Sie von »man« oder »jemand« sprechen, wen meinen Sie eigentlich? Müsste es nicht *Ich* heißen? Und *Sie* wagen es nicht, sich dazu zu bekennen, was *Sie* denken? Aber nicht nur, weil ich es in seinem Fall wie eine unangebrachte Diszipli-

nierung empfinden würde, hält mich etwas davon ab, so zu intervenieren. Es erscheint mir eher so, als suche er eine Art von Kumpanei, die ich von ihm kenne. Eine Kumpanei mit mir als einem etwa Gleichaltrigen. »Man« würde bzw. sollte »Wir« heißen, ein »Wir« der Generationen. Ist das nicht eine legitime Bestimmung, die das einzelne Ich aufhebt? Es ist zumindest ein anderer Gesichtspunkt. Ist das Ich immer das Erste und das Letzte?

Plötzlich wechselt er das Thema und sagt: »Ihr Freud ist ein Ironiker gewesen, nicht nur ein sokratischer Ironiker, sondern ein moralischer, eher wie Kierkegaard; einer, der den Menschen in seine Existenz freisetzt, um ihn mit irgendeinem Plan wieder einzufangen. So machte es Freud mit der Sexualität. Er löste sie von der Fortpflanzung. Das war eine Befreiung, aber dann überantwortete er die Sexualität dem Eros. Die individuelle Sexualität wird vom Eros angetrieben. Der Eros bedient sich der Sexualität und des Individuums. Der Einzelne ist dem Eros eine ephemere Bildung. Selbst in der Wissenschaft verhält es sich so.« (Pause.) »Freud war übrigens auch kein Stoiker. Das ist eine der missverständlichen Etikettierungen, die allerdings mit Bedacht in die Irre führen sollte. Damit wollte man seinem Sterben eine gewisse Würde geben. Sein selbsternannter Leibarzt hat sich damit über Freud hinweggesetzt. Freud hat sich immer als unreligiös bezeichnet, nur geprägt durch Religion. Stoiker waren aber zutiefst religiöse Menschen, die sich in einem höheren Geschick aufgehoben und dem Höchsten verpflichtet fühlten. Freuds Gelassenheit kam aus einer tiefen Ehrfurcht vor dem Leben. Das Individuum schien ihm vergänglich, und es vergeht leichthin in der Reihe der Generationen. Das, was dem Spießler stoisch erscheint, ist zutiefst epikureisch und damit anstößig. Nach der Überwindung des Jenseitsschwindels in jeglicher Form kommt die schmerzlose Einsicht in die eigene Vergänglichkeit, die sich in der Folge der Generationen aufhebt. Ist das nicht ein zutiefst psychoanalytisches Denken?« Er wirkt ungehalten und

sucht nicht einmal Bestätigung, sondern ist sich seiner Meinung so sicher, dass er keinen Widerspruch duldet.

Ich protestiere: »Das geht jetzt aber doch ein bisschen zu weit. Sie kommen zu mir, wollen über sich reden und dozieren über die Grundlagen meines Denkens.« Etwas spöttelnd sage ich: »Man muss auch mal die Kirche im Dorf lassen können.« Er sieht mich völlig unberührt an, und ich überlege, dass das natürlich kein Argument ist, das ich ihm entgegenhalten könnte. Es ist eher Ausdruck einer Angst eines Dorfbewohners oder eines Provinziellen vor der sich auftuenden Weite. Dann, wenn die Weite schwindlig zu machen droht, versucht man einen Anhaltspunkt im Nächsten zu finden.

Ich überlege: Freud war ein Ironiker. Eigentlich stimmt das. Oder ist er im Laufe des Lebens zu einem geworden? Ich überlege, was ich von Kierkegaard noch erinnere. Kierkegaard hat über die Ironie geschrieben. Das Individuum ist zur Freiheit verurteilt und ist zugleich dem Willen Gottes unterworfen. Wie das im Einzelnen zu verstehen ist, sei dahingestellt.

Meine Überlegungen flechten sich ganz in seine Gedanken ein. Gleichzeitig fühle ich mich wie bei einer Prüfung. Als sollte ich etwas beweisen: dass ich verstehe, als Analytiker. Gedanken, die erst einmal wenig mit Analyse zu tun haben. Er sieht mich lauernd an. Ich gebe ihm den Anschein, ihn zu verstehen und möchte zuhören. Dabei meine ich zu verstehen, was er sagt und dann aber überhaupt nicht in der mir gewohnten Weise. Ich befürchte, wenn ich etwas zu ihm sage, würde er über mich triumphieren. Er würde mich, und das wäre ein Leichtes für ihn, der Unwissenheit überführen können, und schon hätte seine gepflegte Bildung über meine Lebenserfahrung gesiegt.

So ist das Verhältnis zwischen Psychotherapie und Philosophie. Beide missverstehen sich immer wieder. Da Wissen über das Leben gegen Erfahrung mit dem Leben steht, hat das Eine mit dem Anderen oft kaum etwas zu

tun. Die Erfahrung kapituliert vor dem Wissen. Das Wissen setzt sich über die Erfahrung hinweg.

Psychoanalytiker sollten sich nicht mit Philosophen einlassen. Das führt zu nichts Gutem. Höchstens zum Zweifel. Freud spielte mit der Philosophie. Er verbündete sich zuerst mit Heine und spottete über die Spekulanten. Aber ehrlich gesagt, das hatte einen Selbstzweck. Es diente zur Domestizierung von Freuds eigenem Drang, zu spekulieren. Von Nietzsche hielt er sich zurück, wie er selbst sagte, weil er ahnte, dass ihn Nietzsche von der alltäglichen Arbeit zu Überlegungen über das Leben, das Leben im Allgemeinen, führen würde. Im Geleit von Empedokles wagte er eine weitgespannte Spekulation, die aber von den Klinikern für nichtig erklärt wurde. Schade, dass Freud sich nicht dazu hatte durchringen können, Epikur als Vorläufer seiner Gedanken anzuerkennen. Er wusste wohl viel über dessen Denken, aber nur Verstreutes, und er wagte nicht, es in einem Nachdenken über das Leben zusammenzuführen.

Ich bin ganz in meine Überlegungen versunken und habe ihn fast vergessen. Ich frage mich, disziplinierend, um was es ihm geht. Was er eigentlich will. Vielleicht ist er aufgetaucht, weil er in seiner Entwicklung an einen Stillstand gekommen ist und sieht, dass sich jetzt alles rückwärts richtet. Ein solcher Punkt ist gefährlich. Ein unbedachter Moment des Stehen-Bleibens, wo es kaum noch einen Blick nach vorne und umso mehr Blicke zurück gibt. Kommt er also in einem Moment der Schwäche und kaschiert es als intellektuelles Problem?

Vielleicht befindet er sich aber auch in einer Krise, der er keine Worte verleihen kann, weil er niemanden hat, der ihm zuhört? Ist er vielleicht ganz alleine auf der Welt? Ich frage mich: Hat er überhaupt so etwas wie Familie? Ich habe davon gehört, woher er kommt, in kleinen Andeutungen. Mit dem Herkommen wollte er brechen. Geht er irgendwohin? Mir wird immer klarer, wie wenig ich von ihm weiß. Da-

mals erschien er mir als jemand, der kurzzeitig das Licht verdunkelte und mich etwas ratlos zurückließ, so dass ich auf meinen Balkon fliehen musste, nachdem er den Raum verlassen hatte.

Wir sehen uns an. Schließlich lässt er den Kopf sinken. Dabei lächelt er, um ihn dann unvermittelt anzuheben. »Das war eigentlich, was ich Ihnen sagen wollte. Mein Problem war, dass ich das irgendjemanden einmal sagen musste. Irgendjemandem, weil ich nicht wusste, wo man und wem man gegenüber so etwas noch formulieren kann. Es ist ja auch nicht wert, publiziert zu werden. Vielleicht könnte man es einem Vertrauten zuflüstern, aber das ist das Schicksal meines Lebens, dass mir selbst die Nächsten nicht vertraut sind.« Er schweigt und steht auf.

Wir verabschieden uns, vielleicht etwas steif, sichtlich ungelenkt. Wie zwei ältere Herren, die sich gegenseitig in irgendeiner unbestimmten Stellung vermuten. Dann geht er, und ich habe das sichere Gefühl, irgendetwas verstanden zu haben, kann es aber nicht fassen. Mir fallen unbestimmte Zitate ein, die ich aufsuchen und nachlesen möchte, was ich zugegebenermaßen zu selten tue. Ich gehe in meine kleine Bibliothek und beginne zu stöbern ...

»Sic rerum summa novatur
semper, et inter se mortales mutua vivunt.

Augescunt aliae gentes, aliae minuuntur,
inque brevi spatio mutantur saecula animantum
et quasi cursores vitae lampada tradunt.«

»So erneut sich die Summe der Dinge
immer, und alles, was sterblich, lebt so auf Borg
miteinander.

Aufwächst der eine Stamm, dieweil der andere
schwindet,

und in kurzer Zeit vertauscht sich ein Alter der
Wesen,

und wie Läufer wechseln sie aus die Fackel des
Lebens«

(Lukrez 1973, S. 88–89).

»Was ist's, was geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, was man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird; und geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Es ist zuvor auch geschehen in den langen Zeiten, die vor uns gewesen sind.

Man gedenkt nicht derer, die zuvor gewesen sind; also auch derer, so hernach kommen, wird man nicht gedenken bei denen, die sein werden«

(Prediger Salomon, Koh 1,9–11).

»Das Individuum führt wirklich eine Doppelexistenz als sein Selbstzweck und als Glied in einer Kette, der es gegen, jedenfalls ohne seinen Willen dienstbar ist. Es hält selbst die Sexualität für eine seiner Absichten, während eine andere Betrachtung zeigt, daß es nur ein Anhängsel an sein Keimplasma ist, dem es seine Kräfte gegen eine Lustprämie zur Verfügung stellt, der sterbliche Träger einer – vielleicht – unsterblichen Substanz, wie ein Majoratsherr nur der jeweilige Inhaber einer ihn überdauernden Institution«

(Freud 1914, S. 143).

»... die Unterscheidung der lebenden Substanz in eine sterbliche und unsterbliche Hälfte ...; die sterbliche ist der Körper im engeren Sinne, das Soma, sie allein ist dem natürlichen Tode unterworfen, die Keimzellen aber sind potentia unsterblich, insofern sie imstande sind, unter gewissen günstigen Bedingungen sich zu einem neuen Individuum zu entwickeln, oder anders ausgedrückt, sich mit einem neuen Soma zu umgeben«

(Weisman in: Freud 1920, S. 48ff).

»Im Zweifel nämlich möchte das Subjekt immerzu in den Gegenstand hinein, und das Unglück des Menschen ist, daß der Gegenstand fort und fort vor ihm flieht. In der Ironie will das Subjekt immerzu aus dem Gegenstand heraus, und dies erreicht der Mensch dadurch, daß er in jedwedem Augenblick sich bewußt ist, daß der Gegenstand keine Realität hat. Im Zweifel ist das Subjekt

Zeuge eines Eroberungskrieges, in welchem jede Erscheinung vernichtet wird, weil das Wesen stets dahinterliegen müsse. In der Ironie ist das Subjekt auf einem dauernden Rückzuge, bestreitet jeder Erscheinung die Wirklichkeit, um sich selber zu retten, d. h. um sich selber zu bewahren in der negativen Unabhängigkeit von allem.«

»Hiermit soll keineswegs gelegnet sein, daß die geschichtliche Wirklichkeit in der Gesamtsumme ihres Daseins einen ewigen Zusammenhang in sich selber hat, jedoch für die durch Zeit und Raum geschiedenen Generationen ist die gegebene Wirklichkeit je eine verschiedene.«

»Die zu einer gewissen Zeit gegebene Wirklichkeit ist die für das Geschlecht und die Individuen gültige, und gleichwohl muß, sofern man nicht sagen will, es sei mit aller Entwicklung vorüber, diese Wirklichkeit von einer anderen verdrängt werden, und dies muß geschehen durch die Individuen und das Geschlecht und ihr wollen hindurch.«

»Eben weil jede einzelne geschichtliche Wirklichkeit stets doch nur Moment ist in der Verwirklichung der Idee, trägt sie in sich selber den Keim ihres Untergangs«

(Kierkegaard 1976, S. 253–255).

»In one sense the procreating organisms which perpetuate a species are the units whose practice permits evolution to occur. But to understand the outcome of that process one must see the evolutionary unit (not to be confused with a unit of selection) as the gene pool shared by those organisms, the organisms which carry the gene pool serving only as the parts, through sexual reproduction, exchange genes within the population. Cognitive evolution depends, similarly, upon the exchange, through discourse, of statements within a community. Though the units which exchange those statements are scientists, understanding the advance of knowledge, the outcome of their practice, depends on seeing them as atoms constitutive of an larger whole, the community of practitioners of some scientific specialty«

(Kuhn 2000, S. 103).

Literatur

- Ferenczi S (1933). Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. In: Schriften zur Psychoanalyse (1972), Bd. 2. Ferenczi S. Frankfurt a.M.: Fischer; 303–313.
- Freud S (1914). Zur Einführung des Narzißmus. GW X.
- Freud S (1920). Jenseits des Lustprinzips. GW XIII.
- Hardt J (1994). Eine Begegnung. In: Philosophie auf der Couch. Pritz A, Muhr P (Hrsg.). Wien: WUV Universitätsverlag; 9–27.
- Kierkegaard S (1976). Über den Begriff der Ironie (1841). Frankfurt: Suhrkamp.
- Kuhn TS (2000). The Road since Structure. Chicago: University of Chicago Press.
- Lukrez/Titus Lucretius Carus (1973): Welt aus Atomen – De rerum natura. Stuttgart: Reclam.
- Prediger Salomo: 1. Kapitel, Verse 9–11; Die Bibel.
- Sachs H (2005). Wie Wesen von einem fremden Stern. Übersetzt u. herausgegeben von J. Hardt. Gießen: Psychosozial.
- Walser M (2008). Ein liebender Mann. Reinbek: Rowohlt.
- Weisman A (1892). Über Leben und Tod. Zitiert nach Freud S (1920).

2 Freuds vielfältige Ansichten der Sexualität

Bernd Nitzschke

Der »Begriff des Sexuellen umfaßt in der Psychoanalyse weit mehr (als im herkömmlichen Sprachgebrauch – B.N.); er geht nach unten (Soma, Trieb – B.N.) wie nach oben (Psyche, Geist – B.N.) über den populären Sinn hinaus. (...) Wir sprechen darum auch lieber von *Psychosexualität*, legen also Wert darauf, daß man den seelischen Faktor des Sexuallebens nicht übersehe und nicht unterschätze. Wir gebrauchen das Wort Sexualität in demselben umfassenden Sinne, wie die deutsche Sprache das Wort ›lieben‹. Wir wissen auch längst, daß seelische Unbefriedigung mit allen ihren Folgen bestehen kann, wo es an normalem Sexualverkehr nicht mangelt (...)« (Freud 1910k, S. 120).

Wenn Freud von »Liebe« spricht, dann ist bei ihm also auch von der »Sexualität« die Rede. Spricht er aber von »Sexualität«, dann heißt das nicht, dass er auch zugleich von Befriedigung oder gar vom Frieden reden würde. Denn der Sexus ist zwar eine Lust spendende, doch er ist auch eine bedrohliche Macht. Ja, in der Überschreitung der Ich-Grenzen, in der vorübergehenden Abschüttelung des Zwangs zur personalen Identität, die mit dem sexuellen Erleben verbunden sein kann, liegt eine Quelle intensiver Lust; die Erfüllung entsprechender (»animalischer«) Wünsche kann aber auch den Bestand der Ich-Organisation gefährden. Das begründet die Angst, die man bei der Annäherung an den Fremden (den Anderen) und das Fremde (das eigene Unbewusste) erleben und gegebenenfalls durch Hemmung oder Zurückweisung sexueller Wünsche in Schach halten kann.

Das hat Sabina Spielrein (1986) in ihrer 1912 veröffentlichten Schrift »Die Destruktion als Ursache des Werdens« überzeugend dargestellt: Es gibt »Triebkräfte« in uns, die uns »unbe-

kümmert um das Wohl und Wehe des Ich« (Spielrein 1986, S. 16) zur Selbstpreisgabe nötigen. Dem stehe ein Widerstand aus »Angst und Ekel« (Spielrein 1986, S. 11) entgegen, meinte sie, durch den wir uns zu schützen versuchen, doch am Ende sei der sexuelle Wunsch doch stärker.

»Also ist in unserer Tiefe etwas da, was, so paradox es a priori klingen mag, diese Selbstschädigung will« (Spielrein 1986, S. 17).

Dieses Wollen ist Ausdruck einer Erinnerung an die Zeit der Ungeschiedenheit – an die Zeit, in der wir noch kein Ich hatten.

»Die Tiefe unserer Psyche kennt kein ›Ich‹, sondern bloß dessen Summation, das ›Wir‹« (Spielrein 1986, S. 18).

Sabina Spielrein hat diese Thesen im November 1911 bei einer Sitzung der »Wiener Psychoanalytischen Vereinigung« vorgetragen (Nunberg u. Federn 1979, S. 314–320). Mit der Einführung des Todestrieb hat Freud (1920g, S. 59, Anm. 2) darauf Bezug genommen, allerdings nicht ohne eine entscheidende Abänderung: Während er den Destruktionstrieb jetzt als Antagonisten der Liebe (des Eros) darstellt, hatte Spielrein keinen eigenständigen Destruktionstrieb, vielmehr nur eine destruktive *Komponente* des Begehrens angenommen. Ohne diese Komponente gibt es den Sexus zwar, doch ohne sie – d. h. ohne die Bereitschaft, das damit bezeichnete Wagnis einzugehen – gibt es, folgen wir Spielrein, keine *befriedigende* Erfüllung erotischer Wünsche. In der Triebtheorie, die Freud ab 1920 vertritt, wird Eros hingegen zum Gegenspieler der Destruktion. Er ist jetzt eine äußere wie innere Beziehungen sichernden

Kraft. Diese Kraft verbindet den Menschen mit dem geliebten Anderen; sie sorgt aber auch für stabil libidinös »besetzte« Selbst- und Objektrepräsentanzen und damit für eine stabile Ich-Organisation, die eine Welt als Vorstellung ermöglicht, in der wir uns sicher und orientiert fühlen.

Vor 1920 hatte Freud noch eine andere (doch ebenfalls dualistische) Triebtheorie vertreten. Hier standen sich die Sexualtriebe und die Ichtriebe (Selbsterhaltungstribe) gegenüber. Das »lockere Verhältnis zur äußeren Realität« (Freud 1916–17a, S. 370), mit dem sich die Sexualtriebe begnügen, gefährdete demnach das Ich und damit dessen Funktionen, insbesondere die Realitätsprüfung und die Affektregulation. In der Alltagssprache ausgedrückt heißt das: Im Sturm der Leidenschaften verliert der Mensch den kühlen Kopf – also den Verstand. Bei dieser Konzeption stützte sich Freud auf die Darstellung der Erregungsabläufe, die er bereits in der »Traumdeutung« (Freud 1900a) gegeben hatte. Demnach waren die Leidenschaften des Erwachsenen mit infantilen Wünschen und deshalb mit einer primären Arbeitsweise des psychischen Apparats verbunden, die bei normgerechter Entwicklung umgestaltet bzw. durch sekundäre Prozesse ergänzt werden kann. Dieser Umgestaltungsprozess ermöglicht »reifere« Prozesse der Erregungs-, Affekt- und Triebregrulation.

Die Erregung, die im Kontext sexuellen Erlebens »Lust« genannt wird, hat Freud immer auch unter einem quantitativen – in der Sprache der Freudschen Metapsychologie ausgedrückt: unter einem »ökonomischen« – Gesichtspunkt erörtert, während sich der »topische« Gesichtspunkt nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität (unbewusst – bewusst) und später auf den Ort (Es – Ich – Über-Ich) bezieht, an dem der Erregungsablauf (allgemeiner: der psychische Prozess) stattfindet. Den Erregungen, die bei entsprechender Bedürfnissituation (Tribe, Wünsche) durch innere oder äußere Reize ausgelöst werden können, stehen dabei die Kräfte (Verbote, Ängste) entgegen,

die zur Hemmung der Erregung führen. Aus diesem Wechselspiel ergibt sich der in der Freudschen Metapsychologie »dynamisch« genannte Gesichtspunkt. Bei der Darstellung dieses Auf- und Abbaus lustvoller und unlustvoller Erregungen hat sich Freud (1900a, S. 541) unter anderem auf die Theorie der psychischen Stabilität berufen, die der »große G.(ustav) Th.(eodor) Fechner« formuliert hatte (Nitzschke 1989). Damit war nun aber auch die Frage nach den Mitteln verbunden, die für die Triebbefriedigung (allgemeiner: für die Erregungsbewältigung) notwendig sind. Wie kann die psycho-somatische Homöostase aufrecht erhalten oder – nach einer Störung – wieder hergestellt werden? Verknüpft man diese Frage mit dem genetischem Gesichtspunkt, lautet die Fragestellung: Wie werden in der Kindheit – d. h. im Kontext der Beziehung zu den primären Bindungsfiguren (den Eltern, Geschwistern usw.) – die Mittel erworben, die für die Wunschbefriedigung, aber auch für die Abwehr nicht erfüllbarer Wünsche und für die Bewältigung entsprechender Verzichtleistungen nötig sind?

Mit Hilfe solch allgemeinpsychologischer Überlegungen versuchte Freud die klinischen Phänomene zu ordnen, denen er zunächst als »Nervenarzt« gegenübertrat (vgl. Nitzschke 1998). Dabei beurteilte er psychische Erkrankungen von Anfang an im Kontext sexueller Verhaltens- und Erlebensweisen. So unterschied er ursprünglich Aktualneurosen (Angstneurose, Neurasthenie) und Psychoneurosen (Hysterie, Zwangsneurose). Die *gegenwärtig* inadäquate Abfuhr sexueller Erregung – durch Masturbation oder Coitus interruptus – sollte die Aktualneurosen bedingen, deren Ursache deshalb »auf somatischem Gebiete, anstatt wie bei Hysterie und Zwangsneurose auf psychischem« zu finden sei (Freud 1895b, S. 341). Bei den Psychoneurosen sei die Ursache hingegen in der unzureichenden Bewältigung *vergänger* Erlebnisse zu suchen, deren Auswirkungen in der Gegenwart zur Symptombildung führten. Da, wie Freud (1905d, S. 109) meinte, »alle

krankhaften Störungen des Geschlechtslebens (...) mit gutem Rechte als Entwicklungshemmungen zu betrachten« sind, müssen entsprechende Blockaden aufgehoben werden. Nachreifung als Ergebnis der therapeutischen Nacherziehung beruht dabei auf der nachträglichen Bewältigung traumatisch-konflikthafter Erlebnisse, die, erinnert und durchgearbeitet, nun affektiv-kognitiv integriert werden können, anstatt wie bisher in unbewusst abgewehrter Form zur Symptombildung beizutragen.

In Bezug auf die Mittel der Bewältigung oder Hemmung sexueller Begierden spielen nun aber nicht nur individuelle, sondern auch gesellschaftliche (d. h. in letzter Konsequenz: ökonomisch-politische) Faktoren eine Rolle. Das Bindeglied zwischen beiden Sphären stellt die Familie dar, in der das Kind sozialisiert, d. h., durch die das Kind in die Gesellschaft integriert wird. Die Erziehungspraktiken der Eltern werden dabei nicht nur durch deren bewusst vertretene Normen bestimmt, sondern auch durch deren unbewusste Wünsche und Ängste beeinflusst. Eltern sind deshalb oftmals widersprüchliche Vorbilder. Und da die familiäre Moral mit der »kulturellen« Sexualmoral (Freud 1908d) in vielfacher Hinsicht verknüpft ist, kann das Gewissen des Kindes nicht nur auf die Ge- und Verbote zurückgeführt werden, die die Eltern vermitteln. Schließlich war »aller innerer Zwang ursprünglich, d. h. in der *Menschheitsgeschichte* nur äußerer Zwang« (Freud 1915b, S. 333). Mit der Verinnerlichung dieses von außen kommenden – von den Eltern ausgehenden – Zwangs geht nun auch die Verinnerlichung der Konflikte einher, die das Kind in der Beziehung zu den Eltern erlebt, wenn es zur Reinlichkeit im körperlichen wie im moralischen Sinn und schließlich gar zur Selbstbeherrschung erzogen wird (Nitzschke 2000).

Das lässt sich mit Hilfe der triebtheoretisch-metapsychologischen Sprache Freuds so zusammenfassen:

»(...) unter dem Einfluß der Lehrmeisterin Not lernen die Ichtriebe bald, das Lustprinzip durch eine Modifikation zu ersetzen. Die Aufgabe, Unlust zu verhüten, stellt sich für sie fast gleichwertig neben die des Lustgewinns; das Ich erfährt, daß es unvermeidlich ist, auf unmittelbare Befriedigung zu verzichten, den Lustgewinn aufzuschieben, ein Stück Unlust zu ertragen und bestimmte Lustquellen überhaupt aufzugeben. Das so erzogene Ich ist »verständlich« geworden, es läßt sich nicht mehr vom Lustprinzip beherrschen, sondern folgt dem *Realitätsprinzip*, das im Grunde auch Lust erzielen will, aber durch die Rücksicht auf die Realität gesicherte, wenn auch aufgeschobene und verringerte Lust« (Freud 1916–17a, S. 370).

Die Beachtung der Außenwelt, zu der nicht zuletzt die Wünsche der Menschen gehören, von denen wir die Erfüllung unserer Wünsche erwarten, sowie die Beachtung des Gewissens (das auf elterliche und gesellschaftliche Forderungen zurückgeht) sind daher Vorbedingungen der Triebbefriedigung. Sollen äußere Sanktionen (etwa eine juristische Verurteilung) und (oder) innere Sanktionen (Schuld- und Schamgefühle) vermieden werden, muss Triebverzicht geleistet werden. Dieser Verzicht kann sich auf die *Form* der Triebbefriedigung beschränken (so darf man liebevoll, man soll aber nicht sexuell mit seinem Haustier verkehren); der geforderte Verzicht kann aber auch mit einem *grundsätzlichen* Verbot (Inzest, Mord) einhergehen. Für die Öffentlichkeit ist dabei nur das Handeln entscheidend, während die psychoanalytische Methode der Exploration der Wunsch- und Angst-Phantasien in der unbewusst-infantilen Genese der Triebschicksale den Ausgangspunkt allen Agierens sucht.

In der Schrift »Jenseits des Lustprinzips« heißt es gleich zu Anfang, das »Lustprinzip bleibt (...) noch lange Zeit die Arbeitsweise der schwer (...) »erziehbaren« Sexualtriebe, und es kommt immer wieder vor, daß es (...) das Realitätsprinzip zum Schaden des ganzen Organismus überwältigt« (Freud 1920g, S. 6). Wäh-

rend nun aber die Ichtriebe bzw. das Kind, das die Liebe der Erzieher nicht verlieren will, bereit sind, »sich der Not zu fügen und ihre Entwicklungen nach den Weisungen der Realität (nach den Weisungen der vom Kind geliebten und gefürchteten Erzieher – B. N.) einzurichten« (Freud 1916–17a, S. 368), widersprechen die – durch Vernunft nicht grundsätzlich veränderbaren – Sexualtriebe weiterhin »der Unterordnung unter die Realität der Welt« (Freud 1916–17a, S. 445). Und so entsteht der »Urkonflikt, aus welchem die Neurosen hervorgehen«, der Konflikt »zwischen den das Ich erhaltenden und den sexuellen Trieben« (Freud 1909d, S. 410). Und schließlich entspricht die von Freud getroffene »Unterscheidung von Ichtrieb und Sexualtrieb« »der biologischen Doppelstellung des Einzelwesens, welche seine eigene Erhaltung wie die der Gattung anstrebt« (1911c, S. 311).

Mit der Einführung des Konzepts des Narzissmus verändert sich diese Sicht. Jetzt fasst Freud »das Ich« als »Reservoir von – narzißtisch genannter – Libido« auf, »aus welchem die Libidobesetzungen der Objekte erfließen und in welches diese wieder eingezogen werden können« (1923a, S. 224). Die Ichtriebe werden nun zu einem Teil der Sexualtriebe. Damit stellt sich die Frage, ob man sich besser durch die Liebe zum anderen oder durch die Liebe zu sich selbst erhalten kann. Oder ist die Selbstliebe am Ende nur aufgrund der Liebe möglich, die man von anderen erhalten hat? Die Liebe, die man nun sich selbst und anderen gegenüber empfinden kann, wäre demnach ein Widerschein der Liebe, die man von anderen erhalten hat. Freud stellt damit aber nicht die Einheit von Sexualität und Liebe in Frage.

»Den Kern des von uns Liebe Geheißenen bildet natürlich, was man gemeinhin Liebe nennt, (...) die Geschlechtsliebe mit dem Ziel der geschlechtlichen Vereinigung. Aber wir trennen davon nicht ab, was auch sonst an dem Namen Liebe Anteil hat, einerseits die Selbstliebe, andererseits die Eltern- und Kindesliebe, die Freundschaft und die

allgemeine Menschenliebe, auch nicht die Hingebung an konkrete Gegenstände und an abstrakte Ideen« (Freud 1921c, S. 98).

Ob Sexus oder Eros – die Liebe verbindet alles:

»Das Höchste und das Niedrigste hängen in der Sexualität überall am innigsten aneinander (vom Himmel durch die Welt zur Hölle)« (Freud 1905d, S. 61).

Im ersten Teil dieses Satzes bezieht sich Freud implizit auf einen Brief Goethes an Frau von Stein, in dem es heißt: »(...) das Höchste und das Tiefste: (...) Hymne und (...) Schweinestall. Liebe verbindet alles« (vgl. Nitzschke 1982, S. 67). Und im zweiten Teil des Satzes, der bei Freud in Klammern steht, ist auch ein Goethe-Zitat enthalten (s. *Faust*, Vorspiel auf dem Theater).

Man wird Freuds Konzept der Sexualität wohl am ehesten gerecht, wenn man es mit Auffassungen vergleicht, die für die vorbürgerliche Gesellschaft typisch waren. Erst nachdem die scheinbar »rein« sexuellen Komponenten zahlreicher Verhaltensweisen und Erlebensformen isoliert und aus dem affektiv-sinnlichen und psycho-sozialen Universum ausgegliedert waren, konnte man sie in einem Begriff zusammenfassen: »Sexualität«. Dieses abstrakte Kompositum wurde im Wissen von »der« Sexualität wieder konkret. Früheren Zeiten fehlte ein entsprechender Begriff gänzlich, sie hatten aber für Erotik, Liebe, Zärtlichkeit, Körperlichkeit, Sensualität, Lust, Affektivität und Leidenschaften eine differenziertere Sprache als wir (van Ussel 1970). Für uns ist schließlich mit *einem* Wort *alles* gesagt: »Sex«.

Bei der Erschaffung dieses neuen Wissens standen Theologen und Pädagogen, die sich im Kampf gegen die Onanie engagierten, an vorderster Front. Ihnen folgten Mediziner, die sich um die Aufklärung der »Psychopathia sexualis« bemühten. Und bald gab es eine neue Disziplin, genannt »Sexualwissenschaft« (Sigusch

2007). Parallel zu dieser Entwicklung erreichte die Industrialisierung im 19. Jahrhundert einen ersten Höhepunkt. Lust und Arbeit, Privatsphäre und Öffentlichkeit waren jetzt auf eine bis dahin nicht gekannte Weise getrennt. Und die Familie war nun nicht mehr das nach außen hin geöffnete Haus, sondern der von der Außenwelt abgeschlossene Innenraum, ein Ort des Ewig-Bleibenden und scheinbar Ewig-Weiblichen. Hier konnten die Tugenden gepflegt und gehegt werden, die dem rasenden Fortschritt in der Welt der Arbeit, die zunehmend zur Welt des Vaters wurde, im Wege standen: Treue und Beständigkeit. Individualität stand nun der Normierung im Wege, ja sie galt in der Arbeitswelt jetzt als Störfaktor, während Effizienz – sprich: die Bereitschaft, in der für die Industriegesellschaft notwendigen Weise zu arbeiten – zur Richtschnur »moderner« Normalität wurde (Nitzschke 1974). In neuer Zurichtung wurden die alten Wünsche dann aber doch wieder erfüllbar: In der von der Arbeits-Zeit abgetrennten Frei-Zeit ließ sich »Individualität« mit Hilfe der Angebote der Konsum- und Unterhaltungsindustrie demonstrieren, und am Ende waren sogar vormals »pervers« genannte sexuelle Praktiken »konsumierbar«.

Dem Begriff »Sexualität« lag schließlich eine Zentrierung auf den Unterschied der Geschlechter, den Sexualakt und die zur Fortpflanzung notwendigen Erlebens- und Verhaltensweisen zugrunde. Diese Verengung stellte Freud in den »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« (1905d) wieder in Frage. Er formulierte hier eine Entwicklungs- und Konflikttheorie der Sexualität (Nitzschke 2005), bei der er sich auf darwinistische Vorstellungen (Burkholz 1995), aber auch auf die Annahme einer somatisch bedingten Bisexualität stützte. Diese Annahme hatte er vom »Kepler der Biologie« übernommen, wie Freud (1986, S. 350) Wilhelm Fließ titulierte, der ihm bei der Ausarbeitung einer psychosomatischen Sexualitätstheorie helfen sollte (Sulloway 1982, Kap. 5). Freud, der sich später selber einmal mit Kopernikus und Dar-

win verglichen hat (Freud 1917a, S. 7f), war denn auch zunächst darum bemüht, die kategorialen Unterscheidungen »weiblich/männlich«, »infantil/erwachsen«, »normal/pervers« und »heterosexuell/homosexuell« aufzulösen (Nitzschke 2003). Dadurch konnte die manifeste »Monosexualität« (Freud 1905d, S. 40), die mit einer eindeutig männlichen *oder* weiblichen Geschlechtsidentität sowie mit einer ebenso eindeutig heterosexuellen *oder* homosexuellen Partnerorientierung verbunden zu sein scheint, als Ergebnis einer von phasenspezifischen Konflikten begleiteten langjährigen Entwicklung verstanden werden, die im sechsten Lebensjahr einen ersten und mit der Pubertät einen zweiten Höhepunkt erreicht (Mertens 1992; 1994). Die zugehörigen »Triebchicksale« (Freud 1915c) werden durch die mit der Metapsychologie verschränkte Sexualitäts- und Triebtheorie Freuds erklärt (Köhler 1993), deren Begrifflichkeit Nagera (1974) anhand genauer Belegstellen aus Freuds Schriften erläutert hat. Auf die Darstellung aller Einzelheiten muss hier verzichtet werden. Es sollen statt dessen die Aussagen Freuds besonders hervorgehoben werden, die den Weg zur modernen psychoanalytischen Sichtweise der Regulation der Affekte im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen geebnet haben, auch wenn der Terminus »Sexualität« im Sachwortregister einschlägiger Bücher (so bei Schore 2007) nicht mehr auftaucht.

Das folgende Zitat beschreibt das Ziel der psychoanalytischen Behandlung, das ohne Bereitschaft zum Verzicht nicht zu erreichen ist:

»Wir nähern uns dem Es mit Vergleichen, nennen es ein Chaos, einen Kessel voll brodelnder Erregungen (...). Von den Trieben her erfüllt es sich mit Energie, aber es hat keine Organisation, bringt keinen Gesamtwillen auf, nur das Bestreben, den Triebbedürfnissen unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu verschaffen. (...) Wunschregungen, die das Es nie überschritten haben, aber auch Eindrücke, die durch Verdrängung im Es versenkt worden sind, sind virtuell unsterblich,

verhalten sich nach Dezennien, als ob sie neu vorgefallen wären. Als Vergangenheit erkannt, entwertet und ihrer Energiebesetzung beraubt können sie erst werden, wenn sie durch die analytische Arbeit bewußt geworden sind, und darauf beruht nicht zum kleinsten Teil die therapeutische Wirkung der analytischen Behandlung« (Freud 1933a, S. 80f).

So ließe sich Freuds therapeutisches Anliegen also auch umschreiben: Nacherziehung oder Sozialisierung der Trieb-Natur als Folge der Bewusstwerdung von Konflikten, die aus vergangenen Gefühlsbeziehungen herrühren und in einer aktuellen – nämlich in der therapeutischen – Beziehung noch einmal durchlebt und durchgearbeitet werden. Man könnte daher auch sagen: »(...) jede (...) psychoanalytische Behandlung (ist) ein Versuch, verdrängte Liebe zu befreien« (Freud 1907a, S. 118). »Liebesbeziehungen (indifferent ausgedrückt: Gefühlsbindungen)« (Freud 1921c, S. 100) sind nun aber immer auch libidinöse Beziehungen. Und »Libido ist ein Terminus aus der Trieblehre zur Bezeichnung des dynamischen Ausdrucks der Sexualität (...)« (Freud 1923a, S. 229).

Aus diesem Grunde spielen Liebeswünsche (und damit sexuelle Wünsche) in der psychoanalytischen Behandlung stets eine Rolle – und zwar nicht nur im Hinblick auf die Vergangenheit oder die Außenwelt, sondern auch im Hinblick auf die gegenwärtige therapeutische Situation. Also sind sie in der Beziehung zwischen Analytiker und Analysand gegenwärtig. Der Analytiker soll sie verstehen, er darf sie auf der Handlungsebene aber nicht erfüllen. Schließlich ist es ein »böses und nur durch Unkenntnis gerechtfertigtes Mißverständnis, wenn man meint, die Psychoanalyse erwarte die Heilung neurotischer Beschwerden vom ›freien Ausleben‹ der Sexualität« (Freud 1923a, S. 227). Heilung ist bei Freud denn auch nicht mit sexuellem Agieren gleichzusetzen; vielmehr besteht das Ziel der Freudschen Behandlung in der (Wieder-)Herstellung der Voraussetzungen für die Aufnahme und Aufrechterhaltung von Bin-

dungen, die auch sexuell befriedigend erlebt werden können. Zu diesem Zweck muss der Wunsch nach Kontakt erst einmal aus dem Gefängnis befreit werden, in das er aufgrund mangelhafter Bindungsangebote oder infolge ungelöster Beziehungskonflikte geraten ist. In dieser Gefangenschaft wuchern sexuelle und aggressive Phantasien, die in der Phantasie von der Allmacht über denjenigen gipfeln, der diese Wünsche erfüllen sollte. In dieser Gefangenschaft verkümmert die Fähigkeit zur Hingabe, während das Gefühl der Isolation und Einsamkeit rauschhaft-suchtartig betäubt werden soll.

»Somit ist das Überwiegen der sexuellen Triebanteile gegen die sozialen das für die Neurose charakteristische Moment« (Freud 1912–13a, S. 91).

Und wie ist dieses Gefängnis entstanden?

»Genetisch ergibt sich die asoziale Natur der Neurose aus deren ursprünglichster Tendenz, sich aus einer unbefriedigenden Realität in eine lustvollere Phantasiewelt zu flüchten« (Freud 1912–13a, S. 92).

Die entsprechenden Phantasien wären in der Behandlung endlich vom Schweigen zu befreien. Sie sollten zur Sprache kommen. So sollen die unbewusst-neurotischen Inszenierungen überwunden werden:

»Das Bewußtmachen der verdrängten Sexualgelüste in der Analyse ermöglicht (...) eine Beherrschung derselben, die durch die vorgängige Verdrängung nicht zu erreichen war« (Freud 1923a, S. 227f).

Und so lautet der von Freud formulierte kategorische Imperativ:

»Wo Es war, soll Ich werden. Es ist Kulturarbeit etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee« (Freud 1933a, S. 86).

Für das von Max Marcuse herausgegebene »Handwörterbuch der Sexualwissenschaften« (Marcuse 1923) hat Freud in lexikalisch knapper Form »Die Natur der Triebe« noch einmal so charakterisiert:

Triebe »seien der lebenden Substanz innewohnende Tendenzen zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, also historisch bedingt, konservativer Natur, und gleichsam der Ausdruck einer Trägheit oder Elastizität des Organischen. Beide Triebarten, der Eros wie der Todestrieb, würden von der ersten Entstehung des Lebens an wirken und gegeneinander arbeiten« (Freud 1923a, S. 233).

Der Trieb will »das verlorene Glück (...) wieder herstellen« (Freud 1905d, S. 124). Die Gegensätzlichkeit der Triebe verdeckt also nur deren Gemeinsamkeit. Eros wie Thanatos zielen – wenngleich auf unterschiedliche Weise – auf die Wiederherstellung eines früheren Zustands ab. Stabilität und Ruhe – letztendlich: ewige Ruhe – das ist der Wunsch aller Wünsche, will man Freud glauben.

»Im Es findet sich nichts, was der Zeitvorstellung entspricht, keine Anerkennung eines zeitlichen Ablaufs und (...) keine Veränderung des seelischen Vorgangs durch den Zeitablauf« (Freud 1933a, S. 80).

Dem daraus entspringenden Wunsch, die Zeit anzuhalten oder sie gar umzukehren, widerspricht nun aber die Vernunft, die zur Einsicht in die Vergänglichkeit und damit zur Anerkennung der Begrenztheit des Lebens auffordert. Schließlich ist selbst die Gewissheit, das Glück sei in der Kindheit (wieder) zu finden, eine Fiktion, die sich selektiver Erinnerung verdankt. So preist Freud die Kindheit zunächst selbst als »glücklich«, weil sie – wie er glauben will – »die sexuelle Begierde noch nicht kennt« (Freud 1900a, S. 136). Dann aber, nach einem von C. G. Jung vorgetragenen Einspruch, fasst er an der entsprechenden Stelle für die

1911 erfolgte dritte Auflage der »Traumdeutung« den Zusatz:

»Eingehendere Beschäftigung mit dem Seelenleben der Kinder belehrt uns freilich, daß sexuelle Triebkräfte in infantiler Gestaltung in der psychischen Tätigkeit der Kinder eine genügend große, nur zu lange übersehene Rolle spielen, und läßt uns an dem Glücke der Kindheit, wie die Erwachsenen es späterhin konstruieren, einigermaßen zweifeln« (Freud 1900a, S. 136, Anm. 19).

Andererseits ist es doch keine Fiktion, wenn man sagt, das Glück des Kindes sei größer als das des Erwachsenen. Die Begründung hierfür ist der Begründung genau entgegengesetzt, die Freud vortrug, als er noch vom vermeintlich asexuellen Kind sprach. Das Kind ist nämlich – ein durchschnittlich gutes Bindungsangebot vorausgesetzt – deshalb glücklicher, weil es seine »Natur« viel freier ausleben kann als der Erwachsene. Dessen Sexualität hat in vieler Hinsicht – z. B. in Hinsicht auf die Riechlust und auf die damit verbundenen koprophilen Neigungen – Rücksicht zu nehmen. Diese Rücksicht lernt das Kind erst Schritt für Schritt. Dabei muss es Stück für Stück »Natur« überwinden. Dabei leistet es Verzicht auf die Befriedigung von Partialtrieben, die zusammengefasst das »Primat der Genitalien« (Freud 1905d, S. 109ff) ermöglichen. Bleiben die Teilstücke in verselbstständiger Form erhalten, spricht Freud von »perverser« Sexualität, womit er die »Ausschließlichkeit« meint, mit der sich ein Teilstück der infantilen Sexualität an die Stelle des Ganzen setzt.

»So wie sich die perversen Handlungen als vorbereitende oder als verstärkende Beiträge in die Herbeiführung des normalen Sexualaktes einfügen, sind sie eigentlich keine Perversionen mehr. (...) Es ergibt sich ungezwungen, daß die normale Sexualität aus etwas hervorgeht, was vor ihr bestanden hat, indem sie einzelne Züge dieses Materials als unbrauchbar ausscheidet und die anderen zusammenfaßt, um sie einem neuen,

dem Fortpflanzungsziel, unterzuordnen« (Freud 1916–17a, S. 334).

In der von Freud (1916–17a, S. 341ff; 1924d) skizzierten ödipalen Situation soll das Kind dann endgültig akzeptieren, dass es nur *einem* (entweder dem männlichen *oder* dem weiblichen) Geschlecht angehören kann. Diese Gewissheit wird durch die kulturell vorgeschriebenen Geschlechterrollen (zur kulturellen Relativität dieser Muster s. Nitzschke 1997a) von außen gefestigt. Und wenn das Kind den Wunsch, die Eltern (bevorzugt den gegengeschlechtlichen Elternteil) sexuell zu besitzen, nun auch noch in die kulturell akzeptierte Form der zärtlichen Liebe zu kleiden versteht, dann verhält es sich endlich so »rein« und »unschuldig«, wie es sich – der Konvention gemäß – von Geburt an hätte verhalten sollen.

»Die Kinder sind die einzigen, die an diesen Konventionen nicht mittun, in aller Naivität ihre animalischen Rechte geltend machen und immer wieder beweisen, daß sie den Weg zur Reinheit erst zurückzulegen haben« (Freud 1916–17a, S. 323).

Hat das Kind die ödipale Situation zwischen dem vierten und dem sechsten Lebensjahr endlich gemeistert, so könnte es den Ausgang dieses triangulären Beziehungsdramas mit Schillers Worten feiern:

»Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn –
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!«

Freuds Nachfolger haben die Triangulierung zunächst aus der ödipalen Situation in die Wiederannäherungsphase verschoben (Rotmann 1978) und dann noch weiter vorverlegt. »Die frühe Triangulierung beginnt schon viel früher« (Mertens 1992, Kap. 2.3.7.) – nämlich schon

mit (und soweit es die Phantasien der Eltern angeht, auch schon vor) der Geburt.

»Der primären Abhängigkeit des Kindes entspricht seine primäre Einbindung in ein triadisches Beziehungsnetz. Der Säugling gewinnt seine erste Position im triadischen Raum durch mütterliche Zuschreibung. (...) Die Beziehung zum Säugling ist aber auch durch das eigene Beziehungsschicksal der Mutter zum Sexualpartner bestimmt, (der in der Regel – B. N.) der Vater des Kindes ist« (Boothe u. Heigl-Evers 1996, S. 166).

Gelingt die ödipale Triangulierung, ist die Beziehung des Kindes zu den Eltern weitgehend desexualisiert. Damit hat die »zärtliche Strömung« im Hinblick auf die Beziehung des Kindes zu den Eltern (zu den »inzestuösen« Objekten) das Erbe der »sinnliche(n) Strömung« angetreten (Freud 1905d, S. 101). Es beginnt die »Latenzperiode« (Freud 1905d, S. 77–80). Die Situation beruhigt sich nun – bis zur Pubertät, in der das familiäre Drama als extra-familiäres Drama neu aufgeführt wird. Mit der Pubertät steht der Jugendliche vor einer paradoxen Aufgabe: Jetzt soll er, was er so mühsam gelernt hat, zu großen Teilen wieder vergessen. Jetzt soll er die sinnlich-sexuellen Begierden wieder mit zärtlich-bindenden Wünschen versöhnen und die so vereinten Wünsche auf ein und denselben Liebes- und Bindungspartner richten.

»Die Normalität des Geschlechtslebens wird nur durch das exakte Zusammentreffen der beiden auf Sexualobjekt und Sexualziel gerichteten Strömungen, der zärtlichen und der sinnlichen, gewährleistet, von denen die erstere in sich faßt, was von der infantilen Frühblüte der Sexualität übrig« (Freud 1905d, S. 108).

Die Forderung hört sich einfach an, ist aber schwer zu erfüllen.

So sind etwa die »zärtliche und die sinnliche Strömung (...) bei den wenigsten Gebildeten gehörig miteinander verschmolzen; fast immer fühlt sich der Mann in seiner sexuellen Betätigung durch den Respekt vor dem Weibe beengt und entwickelt seine volle Potenz erst, wenn er ein erniedrigtes Sexualobjekt vor sich hat, was wiederum durch den Umstand mitbegründet ist, dass in seine Sexualziele perverse Komponenten eingehen, die er am geachteten Weibe zu befriedigen sich nicht getraut« (Freud 1912d, S. 85).

Will der Mann nun aber »im Liebesleben wirklich frei und damit auch glücklich werden«, muss er die Hemmungen überwinden, die aus der Beziehung zu den inzestuösen Objekten herrühren. Mit Freuds Worten ausgedrückt: Der Mann muss »sich mit der Vorstellung des Inzests mit Mutter oder Schwester befreundet haben« (Freud 1912d, S. 86). Gelingt dies, scheint das Glück endlich wieder erreichbar zu sein. Jedenfalls glaubt das der Verliebte. Und da das Glück jenseits der triangulären Situation liegt, scheint er recht zu behalten:

»Auf der Höhe der Verliebtheit droht die Grenze zwischen Ich und Objekt zu verschwimmen. Allen Zeugnissen der Sinne entgegen, behauptet der Verliebte, daß Ich und Du eins seien, und ist bereit, sich, als ob es so wäre, zu benehmen« (Freud 1930a, S. 423).

Diese Einheit bedeutet Glück. Dieses Glück, nach dem sich alle Menschen (zurück-)sehnten, sei schon von Platon gleichnishaft dargestellt worden, schreibt Freud:

»Unser Leib war nämlich zuerst gar nicht ebenso gebildet wie jetzt; er war ganz anders. (...)«. Alles an diesen Menschen war aber doppelt, sie hatten also vier Hände und vier Füße, zwei Gesichter, doppelte Schamteile usw. Da ließ sich Zeus bewegen, jeden Menschen in zwei Teile zu teilen (...). ›Weil nun das ganze Wesen entzweigeschnitten war, trieb die Sehnsucht die beiden Hälften zusammen: sie umschlangen sich mit den Händen,

verflochten sich ineinander *im Verlangen, zusammenzuwachsen*...« (Symposion; zit. n. Freud 1920g, S. 62).

Und schließlich beruft sich Freud, der bekennende Atheist, auch noch auf den Apostel Paulus, aus dessen »Brief an die Korinther« (1,13) er die folgende Variation eines Verses des *Hohen Liedes* zitiert:

»Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle« (Freud 1921c, S. 99).

Und an anderer Stelle bekräftigt Freud dann noch einmal, Platons Begriff des Eros weise »in seiner Herkunft, Leistung und Beziehung zur Geschlechtsliebe eine vollkommene Deckung mit der Liebeskraft, der Libido der Psychoanalyse« auf (1921c, S. 99).

Der Verliebte braucht nicht bei Platon nachzulesen. Er dichtet selbst, denn er hört jetzt die Engel singen. Er befindet sich in einem emotionalen Zustand, der außergewöhnliche Glücks- und Lusterlebnisse ermöglicht, aber auch eine der Voraussetzungen für erhöhte Verletzlichkeit darstellt. So führt die Enttäuschung, die sich mit der Erkenntnis einstellt, dass der geliebte Mensch doch nicht dauerhaft dem Bild gleichen kann, das sich der Verliebte gemacht hat, nicht in jedem Fall zu einem besonnenen Verständnis der dem Menschen gesetzten Grenzen. An die Stelle der Idealisierung treten dann Entwertungen, die zur abrupten Trennung und damit zur hasserfüllten inneren – und mitunter sogar äußeren – Zerstörung des geliebten Objekts führen können. Die Fähigkeit, Verliebtheit in dauerhafte Liebe und Bindung umzuwandeln, ist offensichtlich an die Fähigkeit zur Trauer gebunden, die durch den Verlust des idealen Objekts bedingt ist. Ohne diesen Verzicht auf das Ideal kann es keinen Frieden geben.

Doch »Es« akzeptiert keinen Verzicht. Und »Es« will von der Vergänglichkeit nichts wis-

sen. »Es« beharrt auf der Wiederherstellung des Urzustands, der im besten aller Fälle mit der Mutter erlebt worden ist. Auch Freud hat deshalb die »einzigartige, unvergleichliche, fürs ganze Leben unabänderlich festgelegte *Bedeutung* der Mutter als erstes und stärkstes Liebesobjekt, als Vorbild aller späteren Liebesbeziehungen« (Freud 1940a, S. 115 – Herv.: B. N.) betont. Das Ideal, das der Verliebte gefunden zu haben glaubt, scheint dieses frühe Glück zurückzubringen:

»Als die anfänglichste Sexualbefriedigung noch mit der Nahrungsaufnahme verbunden war, hatte der Sexualtrieb ein Sexualobjekt außerhalb des eigenen Körpers in der Mutterbrust. Er verlor es nur später, vielleicht gerade zu der Zeit, als es dem Kinde möglich wurde, die Gesamtvorstellung der Person, welcher das ihm Befriedigung spendende Organ (die Brust – B. N.) angehörte, zu bilden. Der Geschlechtstrieb *wird* nun in der Regel autoerotisch, und erst nach Überwindung der Latenzzeit stellt sich das ursprüngliche Verhältnis wieder her. Nicht ohne guten Grund ist das Saugen des Kindes an der Brust der Mutter vorbildlich für jede Liebesbeziehung geworden. *Die Objektfindung ist eigentlich eine Wiederfindung.* Aber von dieser ersten und wichtigsten aller sexuellen Beziehungen bleibt auch nach der Abtrennung der Sexualtätigkeit von der Nahrungsaufnahme ein wichtiges Stück übrig, welches die Objektwahl vorbereiten, das verlorene Glück also wieder herstellen hilft« (Freud 1905d, S. 123f – Herv.: B. N.).

Bevor die Mutter auf die affektiven Äußerungen des Kindes reagiert, *deutet* sie diese im Kontext ihres Selbst- und Kulturverständnisses. Das heißt, die Mutter schreibt den Äußerungen ihres Kindes *Sinn* zu. So versteht sie das Trieb-Wesen Kind in *ihrem* Sinn. Sie greift dabei als erster Mensch die natürlich-animalischen Wünsche des Kindes auf – und sorgt zugleich für kulturell akzeptierte Formen der Wunscherfüllung. Dabei drückt sie ihr Verständnis der Körper- und Laut-Sprache des Kindes Geste für Geste, Laut für Laut in der

Mutter-Sprache, also in einer Wort-Sprache aus. Dabei wird der Körper des Kindes »mentalisiert« (Fonagy u. Target 2006).

So *spricht* zunächst die Mutter dem Kind und schließlich auch das Kind sich selbst eine »Seele« zu. Das ist die »Kulturarbeit«, die Freud mit dem Bild von der »Trockenlegung der Zuydersee« veranschaulichte (Freud 1933a, S. 86). Dabei stimmen die Mutter und das Kind ihre Körperrhythmen aufeinander ab. Gelingt dieser quasi-musikalische Dialog (Nitzschke 1984), der als Sprechgesang objektivierbar ist, dann stimmt die (Bio-)Chemie zwischen der Mutter und dem Kind. Und damit sind wir schon wieder bei Goethe, der »in den ›Wahlverwandtschaften‹ eine Idee aus dem Vorstellungskreis der Chemie auf das Liebesleben« (Freud 1930e, S. 549) anwandte, die Freud so gut gefiel, dass er sie auch für die Psychoanalyse reklamierte.

Aus all dem wird ersichtlich, dass frühe Beziehungserfahrungen prägenden Einfluss auf das Erleben und Verhalten in späteren Beziehungen haben müssen. Und so ist es auch »leicht zu verstehen, daß *jede* Störung dieser Kindheitsbeziehungen die schwersten Folgen für das Sexualleben« des Erwachsenen haben können (Freud 1905d, S. 130 – Herv.: B. N.). Die Untersuchungen von Harlow und Harlow (1962) haben diese Aussage Freuds bestätigt. Affenkinder, die von Surrogat-Müttern aufgezogen werden (sie erhalten von Puppen aus Draht Milch aus der Flasche, aber keinerlei emotionale Signale), zeigen bereits früh Störungen des Sozialverhaltens und als Erwachsene ein gestörtes Sexualverhalten. Dass nicht nur Deprivations-, sondern auch Missbrauchserlebnisse pathogene Auswirkungen haben können, hat Freud (1896c) frühzeitig betont. An dieser Auffassung hielt er zeitlebens fest (Nitzschke 1997b). So heißt es – entgegen der immer wieder neu aufgefrischten Legende vom »Widerruf der Verführungstheorie« durch Freud (Dulz 2000; Hirsch 1990; Krüll 1979) – etwa noch in den »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«:

»Glauben Sie übrigens nicht, daß sexueller Mißbrauch des Kindes durch die nächsten männlichen Verwandten durchaus dem Reiche der Phantasie angehört. Die meisten Analytiker werden Fälle behandelt haben, in denen solche Beziehungen real waren und einwandfrei festgestellt werden konnten« (Freud 1916–17a, S. 385).

Neben offensichtlicher Deprivation und handgreiflichem Missbrauch kommen aber auch subtilere Beeinträchtigungen in Betracht. So sind auch »Zwistigkeiten zwischen den Eltern selbst, unglückliche Ehe derselben« als »schwerste Prädisposition für gestörte Sexualentwicklung oder neurotische Erkrankung der Kinder« (Freud 1905d, S. 130) anzunehmen. Die Mutter, die sich in einem solchen Fall enttäuscht von ihrem Mann ihrem Kind als Ersatzpartner zuwendet, kann die psycho-sexuelle Entwicklung des Kindes auf eine wenig greifbare, wohl aber wirksame Weise stören. Als Beispiel hierfür nennt Freud die Mutter Leonardo da Vincis, von der er behauptet:

»So nahm sie nach der Art aller unbefriedigten Mütter den kleinen Sohn an Stelle ihres Mannes an und raubte ihm durch die allzu frühe Reifung seiner Erotik ein Stück seiner Männlichkeit.« Doch gleich im Anschluss an diesen kritischen Passus folgt schon wieder die Idealisierung der Mutter: »Die Liebe der Mutter zum Säugling, den sie nährt und pflegt, ist etwas weit tiefgreifenderes als ihre spätere Affektion für das heranwachsende Kind. Sie ist von der Natur eines vollbefriedigten Liebesverhältnisses, das nicht nur alle seelischen Wünsche, sondern auch alle körperlichen Bedürfnisse erfüllt, und wenn sie eine der Formen des dem Menschen erreichbaren Glückes darstellt, so rührt dies nicht zum mindesten von der Möglichkeit her, auch längst verdrängte und pervers zu nennenden Wunschregungen ohne Vorwurf zu befriedigen« (Freud 1910c, S. 187ff).

Otto Gross, ein früherer Schüler Freuds, hat den Wunsch des Kindes nach Kontakt als Ausgangspunkt sozialer – und deshalb auch se-

xueller – Beziehungen noch einmal besonders betont:

»Von der ursprünglichen, artgemäß angelegten Sexualität können wir zusammenfassend wohl nur das eine sagen: Die Sexualität als angelegter Trieb und also auch die ursprüngliche Sexualität des Kindes ist Trieb nach Kontakt, im physischen und psychischen Sinne« (Gross 1920, S. 129).

Auch daran, dass die Mutterliebe für das Kind lebensnotwendig ist, hatte Gross keinen Zweifel. Nachdem man »in allerneuester Zeit als Ursache des Hospitalismus den Mangel an Liebe erkannte und in den Säuglingsanstalten die schematische Massenpflege durch individuelle Einzelwartung ersetzte«, so schreibt er 1920, »war der Weg zur Überwindung des Hospitalismus (...) gewiesen: jedem Kinde eine Mutter!« Dieses Zitat belegt, dass der Begriff »Hospitalismus« lange vor René Spitz (1945; 1946a; 1946b) bekannt war, mit dem man den Begriff gemeinhin verbindet. Otto Gross (1920, S. 148) hat den zuletzt zitierten Passus dem Bericht eines Kinderarztes entnommen, der erkannt habe, dass Kinder »an seelischem Hungertode zugrunde gehen« müssen, wenn sie ohne primäre Bindung bleiben.

»Die zahllosen psychischen und körperlichen Anregungen zu Essen und Bewegung, Wachen und Schlaf, die das glücklich Kind in den Armen der liebenden Mutter empfängt, das Lächeln und Lieben, das Singen und Wiegen, das Aufgehobenwerden von der Mutter nach dem ersten Wimmerlaut der Nacht und das süße Wiederversinken in Träume unter der Flüstermelodie der Hüterin, die Befriedigung, die das Kind empfindet, auf den ersten Schrei nach Nahrung zu gewohnter Stunde an die nährende Brust gelegt zu werden und die halb bewußt-unbewußte erste Wollust des Daseins, saugend am warmen Busen der Mutter zu liegen, all diese traumhaften, kaum empfundenen und doch dem Kinde nötigen Wonnen des ersten Lebens, fehlen dem Kinde der Anstalt. Ihm fehlt der Ammenzauber« (Gross 1920, S. 147f).

Ob man diesem »Ammenzauber« »sexuellen« Charakter zu- oder absprechen will, das hängt wohl vom Begriff ab, den man sich von der Sexualität gemacht hat. Wenn man – wie Freud – der Auffassung ist, dass die zärtliche aus der sinnlichen Strömung hervorgeht, oder gar annimmt, am Anfang sei alles »eins« – und zwar nicht nur die Mutter und das Kind, sondern auch der Körper und die Seele, der Trieb, der Wunsch und das Bindungsverlangen –, dann wird man den sexuellen Charakter auch der frühesten Beziehungen nicht bestreiten.

»Vergessen Sie (aber) nicht, wir sind derzeit nicht im Besitze eines allgemein anerkannten Kennzeichens für die sexuelle Natur eines Vorganges« (Freud 1916–17a, S. 331).

Literatur

- Boothe B, Heigl-Evers A (1996). Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung. München: Reinhardt.
- Burkholz R (1995). Reflexe der Darwinismus-Debatte in der Theorie Freuds. Stuttgart: Frommann-Holzboog.
- Dulz B (2000). Über die Aktualität der Verführungstheorie. In: Handbuch der Borderline-Störungen. Kernberg OF, Dulz B, Sachsse U (Hrsg.). Stuttgart: Schattauer; 11–25.
- Fonagy P, Target M (2006). Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Freud S (1895b). Über die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als »Angst-Neurose« abzutrennen. GW I; 315–342.
- Freud S (1896c). Zur Ätiologie der Hysterie. GW I; 425–459.
- Freud S (1900a). Die Traumdeutung. GW II/III.
- Freud S (1905d). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW V; 33–145.
- Freud S (1907a). Der Wahn und die Träume in W. Jensens *Gradiva*. GW VII; 29–122.
- Freud S (1908d). Die »kulturelle« Sexualmoral und die moderne Nervosität. GW VII; 143–167.
- Freud S (1909d). Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. GW VII; 379–463.
- Freud S (1910c). Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. GW VIII; 127–211.
- Freud S (1910k). Über »wilde« Psychoanalyse. GW VIII; 117–125.
- Freud S (1911c). Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). GW VII; 239–320.
- Freud S (1912d). Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens. GW VIII; 78–91.
- Freud S (1912–13a). Totem und Tabu. GW IX.
- Freud S (1915b). Zeitgemäßes über Krieg und Tod. GW X; 324–355.
- Freud S (1915c). Triebe und Tribschicksale. GW X; 210–232.
- Freud S (1916–17a). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XI.
- Freud S (1917a). Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. GW XII; 3–12.
- Freud S (1920g). Jenseits des Lustprinzips. GW XIII; 1–69.
- Freud S (1921c). Massenpsychologie und Ich-Analyse. GW XIII; 71–161.
- Freud S (1923a). Libidotheorie – Psychoanalyse. GW XIII; 211–233.
- Freud S (1924d). Der Untergang des Ödipuskomplexes. GW XIII; 395–402.
- Freud S (1930a). Das Unbehagen in der Kultur. GW XIV; 419–506.
- Freud S (1930e). Ansprache im Frankfurter Goethe-Haus. GW XIV; 547–550.
- Freud S (1933a). Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XV.
- Freud S (1940a). Abriß der Psychoanalyse. GW XVII; 63–138.
- Freud S (1986). Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Gross O (1920). Drei Aufsätze über den inneren Konflikt. Bonn: Marcus & Webers.
- Harlow HF, Harlow M (1962). Social deprivation in monkeys. *Sci Amer*; 207: 137–146.
- Hirsch M (1990). Realer Inzest Psychodynamik des sexuellen Mißbrauchs in der Familie. Berlin: Springer.
- Köhler T (1993). Das Werk Sigmund Freuds, Bd. 2: Sexualtheorie, Trieblehre, klinische Theorie und Metapsychologie. Heidelberg: Asanger.

- Krüll M (1979). Freud und sein Vater. Die Entstehung der Psychoanalyse und Freuds ungelöste Vaterbindung. München: Beck.
- Marcuse M (Hrsg.) (1923). Handwörterbuch der Sexualwissenschaften. Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen. Bonn: Marcus & Weber.
- Mertens W (1992). Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität, Bd. 1: Geburt bis 4. Lebensjahr. Stuttgart: Kohlhammer.
- Mertens W (1994). Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität, Bd. 2: Kindheit und Adoleszenz. Stuttgart: Kohlhammer.
- Nagera H (Hrsg.) (1974). Psychoanalytische Grundbegriffe. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Nitzschke B (1974). Die Zerstörung der Sinnlichkeit. München: Kindler.
- Nitzschke B (1982). Goethe ist tot, es lebe die Kultur. In: Über das Pathologische bei Goethe (1898) – Neuausgabe. Moebius PJ. München: Matthes & Seitz; 9–75.
- Nitzschke B (1984). Frühe Formen des Dialogs. Musikalisches Erleben – Psychoanalytische Reflexion. Musikther Umsch; 5: 167–187.
- Nitzschke B (1989). Freud und Fechner. Einige Anmerkungen zu den psychoanalytischen Konzepten »Lustprinzip« und »Todestrieb«. In: Freud und die akademische Psychologie. Beiträge zu einer historischen Kontroverse. Nitzschke B (Hrsg.). München: PVU; 80–96.
- Nitzschke B (1997a). Die Wunsch-Angst-Frau. Über einige Ambivalenzen, die Männer in der Beziehung zu sexuell begehrten Frauen erleben. In: Sie und Er. Frauenmacht und Männerherrschaft im Kulturvergleich, Bd. 2. Völger G (Hrsg.). Köln: Rautenstrauch-Joest-Museum; 259–264.
- Nitzschke B (1997b). Die Debatte des sexuellen Mißbrauchs in Sigmund Freuds Vortrag »Zur Ätiologie der Hysterie« (1896) – und der Mißbrauch dieser Debatte hundert Jahre später. In: Verführung – Trauma – Mißbrauch (1896–1996). Richter-Appelt H (Hrsg.). Gießen: Psychosozial; 25–38.
- Nitzschke B (1998). Freuds technische Experimente. Der Weg von der kathartischen Behandlung zum psychoanalytischen Standardverfahren. In: Aufbruch nach Inner-Afrika. Essays über Sigmund Freud und die Wurzeln der Psychoanalyse. Nitzschke B. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht; 251–289.
- Nitzschke B (2000). Verinnerlichung äußerer Konflikte – Entäußerung innerer Konflikte. Über einige Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Otto Gross, Wilhelm Reich und Sigmund Freud. In: 1. Internationaler Otto-Gross-Kongress. Dehmlow R, Heuer G (Hrsg.). Marburg: Verlag Literatur Wissenschaft.de/Laurentius; 39–54.
- Nitzschke B (2003). Kastrationsangst und phallischer Triumph. Anmerkungen zu Sigmund Freuds Männlichkeitskonstruktion. In: Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche. Arx S von, Gisin S, Grosz-Ganzoni I, Leuzinger M, Sidler A (Hrsg.). Tübingen: Edition diskord; 49–66.
- Nitzschke B (2005). Wunsch – Traum – Kindheit. Zeitschrift für Sexualforschung; 18: 79–83.
- Nunberg H, Federn E (Hrsg.) (1979). Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, Bd. III. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Rotmann M (1978). Über die Bedeutung des Vaters in der »Wiederannäherungsphase«. Psyche – Z Psychoanal; 32: 1105–1147.
- Schore AN (2007). Affektregulation und Reorganisation des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Sigusch V (2007). Geschichte der Sexualwissenschaft. Frankfurt a.M.: Campus.
- Spielrein S (1986). Die Destruktion als Ursache des Werdens (orig. 1912). Tübingen: Edition diskord.
- Spitz RA (1945). Hospitalism – An inquiry into the genesis of psychiatric conditions in early childhood. The Psychoanalytic Study of the Child; 1: 53–74.
- Spitz RA (1946a). Hospitalism – A follow-up report on the investigation described in Volume I, 1945. The Psychoanalytic Study of the Child; 2: 113–117.
- Spitz RA (1946b). Anaclitic depression. An inquiry into the genesis of psychiatric conditions in early childhood II. Psychoanalytic Study of the Child; 2: 313–342.
- Sulloway FJ (1982). Freud – Biologie der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende. Köln: Hohenheim.
- Usse1 J van (1970). Sexualunterdrückung. Geschichte der Sexualfeindschaft. Reinbek: Rowohlt.

3 Liebe, Sexualität und Gehirn

Daniel Strüber und Gerhard Roth

Einleitung

Sexuelle Leidenschaft bzw. Verliebtsein sowie eine häufig daraus erwachsende längerfristige emotionale Bindung – die partnerschaftliche Liebe – stellen zwei der mächtigsten Antriebe menschlichen Verhaltens dar. Ihr Einfluss auf Kunst, Musik und Literatur lässt sich durch die gesamte Kulturgeschichte hindurch verfolgen, und Hinweise auf die große lebensweltliche Bedeutung romantischer Liebe finden sich in allen Kulturen (Jankowiak u. Fischer 1992).

Biologisch gesehen dienen Verliebtsein und Liebe der Sexualität und damit der Fortpflanzung, wenngleich Sexualität und Fortpflanzung sich beim modernen Menschen zum Teil weit voneinander entfernt haben. Ebenso ist der Zusammenhang zwischen Liebe und Sexualität zwar eng, aber nicht zwingend. Beispielsweise kann eine Frau oder ein Mann tiefe emotionale Verbundenheit zu ihrem/seiner langjährigen Lebensgefährten/in empfinden, gleichzeitig aber eine andere Person sexuell attraktiv finden, oder einfach durch visuelle oder verbale Anreize und Vorstellungen sexuell erregt werden, ohne dass dies an einen konkreten Partner gebunden ist.

Dies verdeutlicht, dass neuronale Emotions- und Motivationssysteme, die im Säugergehirn als wesentlich für die Organisation von Paarung, Reproduktion und elterlicher Aufzucht des Nachwuchses angenommen werden, beim Menschen in vergleichbarer Weise vorzuliegen scheinen, aber unabhängig voneinander funktionieren können. Nach Fisher et al. (2002) sind dies Systeme, die Lust (Verlangen nach sexueller Befriedigung), Attraktion (Fokussierung auf einen bestimmten Partner) und Bindung (partnerschaftliche Liebe beim Menschen) beinhalten. Dabei entspricht das

Lustsystem dem Sexualtrieb (Libido), also dem Drang, die sexuelle Verbindung mit einem Partner der gleichen Spezies zu suchen. Es wird in erster Linie durch die Sexualhormone (Östrogen, Androgene) gesteuert (Vignozzi et al. 2005). Das *Attraktionssystem* motiviert dazu, den – subjektiv – am besten geeigneten Sexualpartner auszuwählen. Beim Menschen entspricht dieses System dem Verliebtsein bzw. der leidenschaftlichen oder romantischen Liebe (»romantic love«). Es ist gekennzeichnet durch Gefühle der vegetativen Erregtheit, der Rastlosigkeit, des zwanghaften Denkens an das Liebesobjekt und durch ein starkes Verlangen nach emotionalem Einssein mit dem Partner. Dieser affektive Zustand wird mit einem erhöhten Spiegel von Dopamin und Noradrenalin (Stress-System!) sowie einem erniedrigten Serotoninspiegel in Verbindung gebracht (Fisher 1998). Das *Bindungssystem* ist charakterisiert durch Gefühle der Ruhe, Sicherheit und emotionalem Verbundensein. Es motiviert die Sexualpartner dazu, zumindest so lange zusammen zu bleiben, bis die elterlichen Aufgaben erfüllt sind. Insofern ist dieses System an eine weitgehend monogame Sozialstruktur gebunden. Die Regulation erfolgt wesentlich über die Neuropeptide Oxytozin und Vasopressin (Young u. Wang 2004).

Während sich die Erforschung der an Sexualität und Bindung beteiligten ZNS-Prozesse in der Vergangenheit vorwiegend auf tierexperimentelle Analysen verschiedener Hirnareale und Transmittersysteme beschränkte, haben die Neurowissenschaften in jüngster Zeit damit begonnen, mittels bildgebender Verfahren auch dem menschlichen Gehirn beim Entstehen höchst »intimer« Verhaltensweisen zuzusehen. Ausgehend von der Einteilung in Lust-, Attraktions- und Bindungssystem gibt der vor-

liegende Beitrag einen Überblick über die aktuellen Forschungsergebnisse zu den neurobiologischen Grundlagen von Sexualität und Liebe, die mittels bildgebender Verfahren (funktionelle Kernspintomographie [fMRT]; Positronen-Emissions-Tomographie [PET]) beim Menschen gewonnen wurden.

Das Lustsystem (Libido)

Menschliches Sexualverhalten lässt sich in Reaktionskomponenten *appetitiver* (sexuelle Motivation und sexuelle Erregung) und *consumatorischer Art* (Orgasmus) untergliedern (Hartmann et al. 2005). Dabei dient appetitives Sexualverhalten der Vorbereitung und Hinführung auf den Sexualakt, der dann in der konsumatorischen Phase vollzogen wird. Zu beiden Funktionsbereichen liegen Bildgebungsstudien vor, die in den beiden folgenden Abschnitten behandelt werden.

Appetitives Sexualverhalten (sexuelle Erregung)

Bildgebungsstudien bei männlichen Probanden

Die Hirnkorrelate sexueller Erregung wurden bisher vorwiegend an heterosexuellen Männern im Alter zwischen 18 und 40 Jahren untersucht. In einer jüngeren Übersichtsarbeit (Sumich et al. 2003) wurden zwölf Bildgebungsstudien aus den Jahren 1994–2002 erfasst, von denen lediglich eine einzige zerebrale Aktivierungen bei sexuell erregten Frauen untersuchte (Park et al. 2001a). In den meisten Studien wird zur sexuellen Stimulation erotisches bzw. pornographisches Bild- oder Filmmaterial verwendet. Dabei kann es sich um Nacktfotos einzelner Frauen (z. B. Mouras et al. 2003) oder um Videofilme sexueller Interaktionen unterschiedlicher Intensität zwischen einem Mann und einer Frau (z. B. Bocher et al. 2001) handeln. Als Kontrollbedingungen dienen z. B.

Naturszenen, Darstellungen von Frauen im Arbeitskontext oder Videos mit sportlichem und humoristischem Inhalt (z. B. Arnow et al. 2002; Stoléru et al. 1999). Die Stärke der sexuellen Erregung wird neben der subjektiven Einschätzung auf Likert-Skalen bzw. gängigen peripher-physiologischen Maßen häufig durch eine Messung der erfolgten Penisanschwellung erhoben, die dann mit den entsprechenden Hirnaktivierungen korreliert werden kann (Arnow et al. 2002; Ferretti et al. 2005).

In bisherigen Untersuchungen konnte eine Vielzahl von Hirnarealen identifiziert werden, die ihre Aktivität bei visueller Darbietung sexueller Stimuli verändern. Auf *kortikaler Ebene* sind dies

- frontale und präfrontale Areale (Bocher et al. 2001; Garavan et al. 2000; Park et al. 2001b; Redouté et al. 2000; Stoléru et al. 1999),
- parietale Areale (Beauregard et al. 2001; Bocher et al. 2001; Mouras et al. 2003; Redouté et al. 2000),
- temporale und okzipitale Areale (Arnow et al. 2002; Beauregard et al. 2001; Bocher et al. 2001; Ferretti et al. 2005; Garavan et al. 2000; Mouras et al. 2003; Park et al. 2001b; Redouté et al. 2000; Stark et al. 2005; Stoléru et al. 1999),
- Insel und Claustrum (Arnow et al. 2002; Bocher et al. 2001; Ferretti et al. 2005; Garavan et al. 2000; Park et al. 2001b; Redouté et al. 2000; Stoléru et al. 1999) sowie
- der anteriore zinguläre Kortex (Arnow et al. 2002; Ferretti et al. 2005; Garavan et al. 2000; Park et al. 2001b; Redouté et al. 2000; Stoléru et al. 1999).

Auf *subkortikaler Ebene* findet sich erhöhte Aktivität

- in den Basalganglien (Arnow et al. 2002; Garavan et al. 2000; Park et al. 2001b; Redouté et al. 2000; Stark et al. 2005; Stoléru et al. 1999),
- im Cerebellum (Beauregard et al. 2001; Garavan et al. 2000; Mouras et al. 2003),